

*
Verzeichnis
der Sammlung
„Wege zum Wissen“
am Schluß des
Bandes

*

g
134

Ins unerforschte Neuguinea

Erlebnisse mit Kopfsägern
und Kannibalen

von

Dr. Max Moszkowski



8/x 11/28
v.



Im Verlag Ullstein / Berlin

Inhaltsverzeichnis

An der Mündung des Mamberamo	9
Die Schranke von Veriberi und Malaria — Merongai, der Zauberer — Kopfsjagden — Der Wori — Totentiere — Totengebräuche — Gebräute — Krankheiten und Zaubererei	
Im Papuadorf	27
Die Mangroven — Pauwi — Die Frau und ihre Stellung — Der Spieltrieb — Sagobereitung — Der Manseren Koreri — Sprachen und Rassen — Tauschhandel und heimlicher Markt — Von den Amazonen an der Quelle des Mamberamo — Jagd am Flußufer — Nächtlige Freuden	
Bei den Menschenfressern	43
Der Pandanazeenwald — Die Inlanbapuas — Nur nicht überanstrengen — Samberi — Der „Korano“ — Abendunterhaltung — Vom Betelkauen — Um ein Haar — Die Wanderungen der Stämme — Natürliche Hygiene — Feuermachen — Männer- und Weiberwirtschaft — Vom Menschenfressen — Jenseits von Gut und Böse	
Der Mawafluß	58
Talsahrt — Papageien und Fiebermäuse — Käfermaden als Lederbissen — Ein großer Zauber — Im Kopfsjägerdorf — Auf der Flucht vor den Wespen — Haar um Haar — Tauben und Eisvögel — Die Papuahunde — Das Männerhausfest — Kommt im Urwald — Zur Kiste gelockt — Sintflut Sage	
Bei den Seeräubern von Mookmer	73
Mangossi und Bimbajo — Das große Bimbajofest — Schmächtig beschwindelt — Der Tanz — Ich zaubere wieder mal — Die „Mantla“ kommt — Rückkehr nach Kufunduri	
Im van Rees-Gebirge	82
Das van Rees-Gebirge — Kasuare und Großfußhühner — Nashornvogel und Fragentudud — Der Arara-Kaladu — Vom Paradiesvogel und seinem Gesang — Känguruhs und Beutelbachs — Die Stromschnellen — Geschickert — Wieder ein großer Zauber — In Manofuari	

In's unbekannte Land 99

Einbruch ins Lager — Die Vorumessus — Wieder in den
Schnellen — Die Papuas und das Christentum — Die große
Ebene — Bei den Sibjuaks — Wo man kein Ruder mehr kennt
— Die Sumpfriesen

Der Sübfluß 114

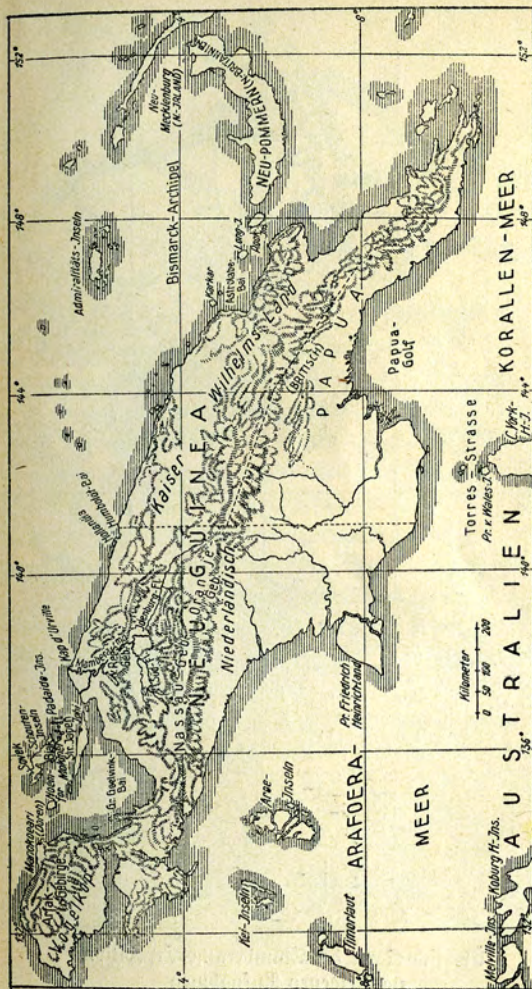
Das Zentralgebirge — Schlangenhalsvögel — Die Sübfluß-
stämme — Wau, wau nawable — Bitte ert die Damen — In's
Hochgebirge — Wo auch das Eisen noch unbekannt ist — Im
Nebel- und Mooswald — Umkehr auf 2000 m Höhe — Fioßfahrt
— Zärtliche Eheleute

Der letzte Versuch 129

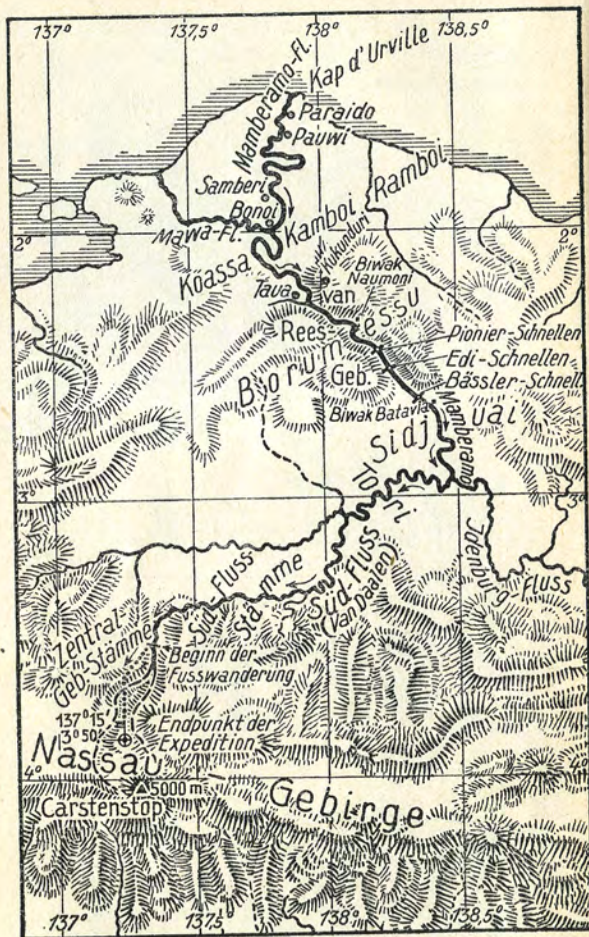
Rückführung der Hälfte der Leute — Im Einbaum ins Gebirge
— Weihnachtsabend — Eine verhängnisvolle Erkundung — Im
Herzen Neuguineas allein mit einem Eingeborenen — Rückkehr
— Das letzte Abenteuer — Die Mitternacht — Die beiden Ver-
lorenen wiedergefunden — Böse Kunde im Raumonilager —
Abschied vom Namberamo

Schlußbetrachtungen 139

Sämtliche Abbildungen
sind nach Originalskizzen und -aufnahmen
des Verfassers von C. Arriens
gezeichnet worden.



Übersichtskarte von Neuguinea



Übersichtskarte der Mamberamo-Expedition
nach eigenen Aufnahmen

An der Mündung des Mamberamo

Dreimal heulte die Dampfsirene, dreimal dippte die Flagge, dann glitt die „Manila“ vom Norddeutschen Lloyd langsam und majestätisch aus der Mündung des Mamberamo heraus, unseren kleinen Haufen, zwei Europäer und fünf Malaien, einem ungewissen Schicksal in einer der unwirtlichsten Gegenden dieses Planeten überlassend. Der Mamberamo ist der größte Strom Nordwest-Neuguineas. Seine Wiege steht in den schneebedeckten Bergen des Zentralgebirges. Darum erscheint er so recht als die gegebene Einfalls-pforte ins Innerste dieser geheimnisvollen Insel. Aber eine Barre von Beriberi und Malaria hat diesen Zugang von jeher gesperrt. An dieser Barre war vor uns noch jede Expedition gescheitert. Den Leiter der letzten Mamberamoexpedition, Kapitän Franssen-Herderschee, hatte ich auf der Hinfahrt gesprochen. Fast jeder zweite Mann einschließlich des Führers seiner einige hundert Mann starken Mannschaft war an der funheimlichen Seuche erkrankt, der man damals noch ratlos gegenüberstand, und die man für eine Infektionskrankheit hielt, ein nicht unbedeutender Prozentsatz war sogar gestorben. Auch

uns hatte die holländisch-indische Regierung eindringlich gewarnt. Ich glaubte aber das Wesen der Krankheit erkannt zu haben und traute mir zu, sie zu bezwingen. Darum schrieb ich an den Generalgouverneur, „daß ich trotz der ausgebrochenen Seuche oder vielmehr gerade deswegen die Expedition unternehmen würde, und daß nach menschlichem Wissen und Können in meiner Expedition kein Fall von Beriberi vorkommen würde“. Ich habe mich über neun Monate im Innersten Neuguineas herumgetrieben unter unerhörten Strapazen und Entbehrungen, aber nie ist ein Mitglied meiner Expedition an Beriberi erkrankt. Ernstlich krank ist überhaupt nie einer gewesen. Heute weiß es jeder, daß Beriberi, gerade wie Rachitis und Skorbut, eine Ernährungskrankheit, eine „Avitaminose“ ist, damals aber waren wir nur wenige, die davon überzeugt waren, und den zwingenden Beweis, daß man in von Beriberi „verseuchten“ Gegenden ungestraft reisen kann, wenn man nur keinen polierten Reis als ausschließliches Nahrungsmittel benutzt, hat doch wohl erst meine Expedition erbracht. Freilich, als ich zurückkam, hat man immer noch die Meinung vom Infektionscharakter der Beriberi nicht aufgeben wollen, selbst die namhaftesten Gelehrten und erfahrensten Tropenkenner haben mir nicht geglaubt, bis ich dann den umgekehrten Beweis erbracht und mir hier in dem doch sicher nicht verseuchten Berlin eine echte, rechte Beriberi angezchtet habe. 236 Tage habe ich damals zu diesem Zwecke nur von poliertem Reis gelebt. Heute gibt es keine Beriberi mehr, und was ich von unterwegs aus Neuguinea

am 25. Juli 1910 an Professor v. Luschan (Zeitschr. f. Ethnologie, Heft 6, 1910) geschrieben habe, daß in aller Zukunft bei Befolgung meiner Methode Beriberi nicht mehr ausbrechen werde, ist restlos in Erfüllung gegangen.

Trotzdem ich, wie gesagt, wissenschaftlich von der Richtigkeit meiner Theorie völlig überzeugt war, so mußte ich doch lügen, wollte ich behaupten, ich hätte mich besonders behaglich gefühlt, als die „Manila“ langsam unseren Blicken entchwand. Die Sonne stand schon tief. Dicke Nebelschwaden stiegen aus der Tiefe der unergründlichen Wälder, die das Land weit und breit bedecken, auf, krochen an den Stämmen der Urwaldriesen in die Höhe, breiteten sich aus, unheilsschwanger und drohend wie der Giftdem eines schlafenden Ungeheuers. Mit einem Schlag sinkt die Sonne ins Meer, unvermittelt folgt auf strahlenden Tag dunkelste Nacht. Hoch im Zenit steht der Halleysche Komet und tief am nördlichen Horizont, ein Gruß aus der fernen Heimat, der große Bär. Und nun beginnen alle die tausend Stimmen der Tropennacht sich zu erheben. Ein verirrter Nachtvogel klagt wie ein krankes Kind. Wie abgestimmtes Glockengeläut klingt der Ruf einer kleinen Laubfroschart. Kieselige Fledermäuse schwirren gespenstisch umher, einen penetranten Moschusduft um sich verbreitend. Aus dem Walde tönt der helle, eintönige, abgehackte Gesang der Zikaden, und in den Kronen der Bäume knackt es und kracht es und rauscht es und braust es, als ob die ganze wilde Jagd los wäre. Und dicht an unserem Ohr tönt das teuflische Gesumme der

Mücken, die uns in dicken Schwärmen zu überfallen trachten. Wehe, wenn es einer von ihnen gelingt, sich unter das Moskitonez einzuschleichen.

■ Schließlich ging diese etwas unruhige erste Nacht zu Ende, helle Sonne und ein erfrischendes Bad im Flusse gaben uns bald unsere frohe Zuversicht und unseren guten Mut wieder. Schon kamen auch die Küstenleute, deren Feuer wir bereits gestern in der Ferne gesehen hatten, neugierig herbei, um uns zu begrüßen. Den Wortführer machte ein intelligent und pffiffig aussehender Kerl von etwa 35 bis 40 Jahren, der leidlich Malaiisch sprach und als großer Zauberer unter seinen Landsleuten weit und breit berühmt war. Merongai hieß der Brave, und wenn er uns auch als Dolmetscher und unermüdlicher Geschichtenerzähler manch guten Dienst geleistet hat, so haben wir ihn doch öfters verwünscht, weil er uns schamlos ausnuzte und teils aus Habgier, teils aus gemeiner Feigheit seine Landsleute gegen uns aufhetzte.

Die Stämme an der Küste sind von ganz anderer Art als die Völkerschaften, die wir später im Innern fanden. Zum großen Teil sind sie von den umliegenden Inseln an die Mamberamomündung erst in der jüngsten Zeit eingewandert. Auf diesen Inseln herrschen nämlich beständige Fehden. Hier blühte damals auch noch der Sport der Kopffjägeri, dem oft ganze Dorfschaften zum Opfer fielen. Auch Merongais gesamte Verwandtschaft war bei einer solchen Gelegenheit umgekommen. Die Reste seines Stammes waren dann geflüchtet und hatten sich an der Mamberamomündung niedergelassen.

Die Kopffjägeri ist eine über große Bezirke des Malaiischen Archipels verbreitete Sitte. Wahlos sucht man sich die Trophäen zu verschaffen, wo gerade die Gelegenheit günstig ist. Weder Weiber noch Kinder werden verschont, die Opfer in der heimtückischsten Weise beschlichen, oft im Schlafe überfallen. Die Schädel werden entweder im Hause über dem Herde aufbewahrt oder an anderen Orten wie auf der Insel Numfor und der Insel Sowel zu großen Schädelhaufen aufgestapelt. Selbstverständlich gilt überall auch das Gesetz der Blutrache, so daß die Fehden niemals abreißen. Angehörige des Stammes, der Merongais Eltern erschlagen hatte, saßen gleichfalls am Mamberamo, und Merongai versuchte nun durchaus mich zu einem Kriegszug nach Bonoi, so hieß das Dorf seiner Feinde, zu bereden. Er hat tagelang mit mir geschmolzt, weil ich dies Unsinnen „äußerst höflich aber kühl“ abgelehnt hatte. Merkwürdigerweise aber verkehrte er ganz freundschaftlich mit denselben Leuten, als sie mich in meinem Lager besuchten. Nur essen durfte er nicht mit ihnen zusammen, sonst würden seine gemordeten Vorfahren ergrimmen und der Bauch würde ihm anschwellen, die Haare ausfallen und er so eines elenden Todes sterben. Das Bauchanschwellen und Haareausfallen spielte überhaupt eine große Rolle bei ihm.

Die gleiche Strafe droht zum Beispiel dem, der sein „Totentier“ verspeist. Damit hat es folgende Verwandtnis. Die meisten meiner Gastfreunde trugen auf Brust und Stirn oder Wangen eine eigenartige Tatauierung (Abb. 1). Merongai hat mir erklärt, daß dies das

Bild des großen Fisches Wori, des Stammvaters aller Menschen, ist. Es ist sehr stark stilisiert und nur an dem Fischschwanz zu erkennen. Ich besitze indes ein Paar Muschelohrringe, auf denen ein Fischfang eingerichtet ist, und da läßt es sich sehen, daß die Eingeborenen auch sonst die Fische in ganz der gleichen



Abb. 1. Küstenpapua aus Pauwi mit Nasenpflock, Schmucknarben und Tatauierung auf Stirn und Wangen¹

Weise darstellen. Wenn die Kinder etwa zehn Jahre alt sind, sagen ihnen die Eltern: So, nun müßt ihr euch das Bild eures Stammvaters einritzen lassen, damit er weiß, daß ihr zu ihm gehört. Aus dem Grunde darf man auch keine Abfälle ins Meer werfen, sonst schwillt einem der Bauch an und so weiter. Außer diesem allgemeinen Stammvater des Men-

¹ s. S. 6.

schengeschlechtes besitzen die einzelnen Sippen noch besondere Tiere, die sie sich gleichfalls eintatauieren und deren Fleisch sie nicht essen dürfen, denn diese Tiere sind in früheren Zeiten ihre älteren Brüder gewesen. Ein solches Tier nennt man ein Totemtier.



Abb. 2. Küstenpapua aus Paraido mit Tatauierung des Wori auf Brust, Stirn und Wangen und des bösen Geistes Einompi auf der Brust

In sehr vielen Gegenden Ozeaniens sind mit einem solchen „Totem“ gewisse Heiratsbeschränkungen verbunden. Davon wollte jedoch Merongai nichts wissen. „Heiraten gleiches Tier, heiraten fremdes Tier, ganz gleich, nur nicht essen dürfen.“

Einmal sah ich einen Mann, der hatte eine ganz eigentümliche Tatauierung auf dem Leib: eine Art

Robold mit sehr langen Armen und zwei Bogen unter einem Winkel (Abb. 2). Das war der böse Geist Sinompi, der im Walde unter einer Wurzel sitzt und den ich oft schon zu Nacht hatte heulen hören; ich hatte ihn allerdings für einen kleinen Vogel gehalten. Jetzt belehrte mich aber Merongai eines Besseren. Ist jemand krank, dann tatauiert er sich das Bild des bösen Geistes, der die Krankheit gesandt hat, ein. Außerdem werden ihm auch Opfer gebracht. So fand ich einmal eine kleine Figur und daran viele Holzstäbe. Daneben hing eine Schale mit Glasperlen und Kokosnüssen. Die Figur stellte den Kranken dar, die Stäbe besagen, wir zahlen, und die Gegenstände auf der Schale bedeuten die dem bösen Geist angebotenen Tauschobjekte für das Leben des Erkrankten. Ein ähnliches Schreiben, wenn man es so nennen darf, zeigte mir später der Resident von Manokuari. Da war in einer Gegend, wo er sich Holz für seinen Dampfer bestellt hatte, ein Mann ermordet worden. Als er hinkam, fand er zwar das Holz sauberlich aufgestapelt, aber sonst keine Menschenseele. Nur an einem Baum hing eine kleine menschliche Holzfigur mit einem Pfeil durch die Brust, an diese war ein Stück Feuerholz gebunden und außerdem auch wieder eine Menge dünner Stäbe. Das hieß: Hier ist ein Mann ermordet worden, wir sind wegelaufen; wollt ihr das Holz, so bezahlt es. Hilft das Opfer an Sinompi nichts, dann ist der Kranke verzaubert worden, und nun nützt nichts, als den Zauberer ausfindig zu machen und ihn totzuschlagen. Stirbt der Kranke, so ist es Pflicht der Hinterbliebenen,

seinen Tod zu rächen. Es sind zum Teil scheußliche Gebräuche, die zur Ausfindigmachung des vermeintlichen Zauberers als eine Art Gottesurteil angewendet werden.

An der Küste werden die Toten in kleinen Holzschiffen auf niedrigen Bäumen oder zu diesem Zweck

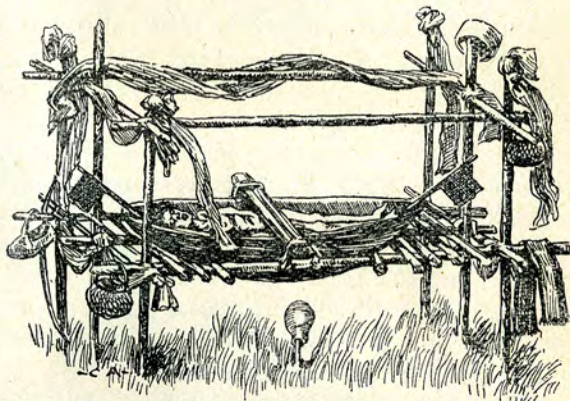


Abb. 3. Aufbahrung eines toten Pauwimannes in einem Boot auf einem Holzgerüst. Die Habseligkeiten des Toten: Taschen, Schlafmatte, Kürbisflasche, Schalen, Waffen und bunte Tücher sind an dem Gerüst aufgehängt

aufgerichteten Gerüsten beigelegt (Abb. 3). Die Gerüstpfähle werden mit bunten Fäden umwunden, Speise und Trank sowie ein Teil der persönlichen Habe, wie Schalen, Schüsseln, Schlafmatten, Pfeil und Bogen daneben gehängt. Nach etwa vier bis fünf Monaten, wenn die Leiche völlig verwest ist, holt man die Knochen herunter und begräbt sie. Über dem Grab baut

man eine kleine, 30 bis 40 Zentimeter hohe Hütte und stellt darauf den Schädel (ohne Unterkiefer). In den Urfaßbergen werden die Toten in den Hütten aufgehängt und im Rauch getrocknet. Die trockenen Mumien werden in hohlen Bäumen auf den Gipfeln der höchsten Berge beigesetzt. In einigen Dörfern an der Gelvinkbai (s. die Karte) werden die Toten auf die kleinen Koralleninseln, von denen es dort große Mengen gibt, gebracht. Darüber geht eine hübsche Sage: Als vor grauen Jahren unsere Vorfäter von weither angefegelt kamen, flogen gleich die Kronentauben herbei und sagten ihnen: Ihr müßt eure Toten auf die kleinen Inseln bringen. Dort gibt es weder Hunde noch Schweine, die ihre Knochen wegschleppen können, sondern nur freundliche Eidechsen, die eure Toten bewachen und ihre Seelen zu Mangossi, dem Totengott, geleiten werden. Und seit dieser Zeit ist für bestimmte Familien die Kronentaube ein heiliges Tier und darf nicht gegessen werden.

Wenn die Schädel beigesetzt werden, wird ein großer Totenschmaus veranstaltet. Dann wird der sogenannte Korvar (s. Abb. 4) geschnitzt, eine Figur in Hockerstellung, das Zeichen der Ruhe, mit deren Hilfe bestimmte Personen, meistens Frauen, wahr sagen können. Vier Monate etwa muß eine Witwe um ihren Mann trauern. Als Zeichen der Wittenschaft trägt sie während dieser Zeit ein Haarnetz aus blauen Perlen (Abb. 5). Bei den Inlandstämmen kämmen sich die Frauen die Haare, in die Bastfäden eingeflochten sind, ins Gesicht, das so wie von einem Schleier bedeckt wird. Nach Ablauf der Trauerzeit muß an der

Küste der Bruder des Verstorbenen die Witwe heiraten. (Levirat.) Viel Mitgefühl und Trauer empfindet man kaum, eher Furcht. Ist aber der Tote einmal wirklich tot, das heißt, ist sein Körper verwest, also die bekannte Form verschwunden, so weiß bald niemand mehr etwas von ihm. Diese primitiven Menschen haben überhaupt kein so ausgesprochenes Persönlichkeitsgefühl wie der Kulturmensch. Ihr Denken und



Abb. 4. Korvare, holzgeschnitzte Ahnenabbilder in der charakteristischen Hockerstellung

Fühlen ist noch durchaus kollektivistisch, auf die Gesamtheit des Stammes eingestellt. Ihre Einheit ist weit weniger das Einzelindividuum als vielmehr ihre Lebensgemeinschaft. Das drückt sich oft auch in der Sprache aus. Ihren eigenen Stamm nennen sie schlechtweg: die Menschen, alle anderen sind die Fremden, die Feinde. Hier in Neuguinea wird dieses Gefühl der Stammesgemeinschaft noch dadurch erhöht, daß fast jedes Dorf seine eigene Sprache spricht,

die von den Nachbarn nicht verstanden wird. Dorf ist übrigens nicht der richtige Ausdruck. Es muß vielmehr, wenn man von einer Gemeinschaft spricht, immer heißen: Stamm. Die Dörfer sind oft nur vergängliche Niederlassungen, die je nach Laune und Notwendigkeit gewechselt werden. Der Stammesname aber bleibt. Wird eine neue Niederlassung angelegt, so erhält sie den alten Namen.

Wie groß das Gemeinschaftsgefühl ist, habe ich oft erfahren, wenn ich Leute als Führer genommen habe. Kam einer allein mit, so geschah dies immer unter der Bedingung, daß er zur Nachtzeit wieder zu Hause sein dürfte. Um keinen Preis wollten die Leute, die doch gemeinsam große Wanderungen machten, allein auswärts schlafen. Auch das Heiraten von Frauen in andere Stämme wird ungern gesehen und mit allen Mitteln verhindert. Folgt doch einmal eine Frau einem fremden Manne, so kehrt sie meist nach Geburt des ersten Kindes wieder zu ihrem Stamme zurück und bringt ihr Kind mit. Wird dieses Kind dann mannbar, so besucht es seinen Vater, bleibt wohl auch längere oder kürzere Zeit bei ihm, immer aber behält es die Tracht seines Heimatstammes und das Totentier der Mutter. Solche Leute sind dann an der abweichenden Tracht leicht zu erkennen und sind im übrigen als zwei Sprachen kundige Dolmetscher sehr geschätzt. Auch uns haben sie wertvolle Dienste geleistet, denn sie gaben uns die Gelegenheit, die nötigsten Worte der im Nachbarstamme gesprochenen Sprache zu erlernen. Die Heiratszeremonien sind sehr einfach. Hat ein Junggeselle die nötigen Mittel

zusammen, um sich eine Frau kaufen zu können, so spricht er mit der Mutter. Ist die mit dem Kaufgeld zufrieden, so erfolgt die Vermählung unter großen Schmausereien. In manchen Orten trägt dann der Vetter des Bräutigams die Braut in das Haus ihres zukünftigen Gatten, eine Zeremonie, die wohl eine Erinnerung an uralte Zeiten ist, wo die Braut einfach geraubt wurde. In vielen Dörfern der Küste müssen



Abb. 5. Witventrachten: a) bei den Koassas, b) bei den Südfußstämmen, c) bei den Küstenpapuas

Tobiasnächte eingehalten werden, in denen der Bräutigam die Braut nicht berühren darf, höchst merkwürdige Anklänge an Anschauungen weit entfernter Kulturkreise.

Ein Jahr nach der Geburt des Kindes wird abermals ein großes Fest gefeiert. Dann wird dem Kind der Ohr- und der Nasenknorpel durchbohrt, und die Verwandten müssen das Kind beschenken. Die Papuas sind sehr zärtliche Eltern und lassen sich von

ihren Kindern geradezu tyrannisieren. Mehr als zwei Kinder aber wollen sie nicht haben, können sie wohl auch nicht ernähren. Kindesabtreibungen und Mord frischgeborener Kinder sind darum allgemein üblich. Die Sorge um das bißchen tägliche Brot ist überhaupt, an der Küste wenigstens, sehr groß. Mühselig und beladen, dies allgemeine Menschenlos teilen die „glücklichen“ Kinder der Wildnis mit uns im reichsten Maße! Und zu den Mühen und Sorgen des täglichen Lebens kommt dort noch die Angst vor den wirklichen und eingebildeten Gefahren der Umwelt. Gegen Fieber und sonstige Krankheiten ist man natürlich wehrlos. Von Ungeziefer aller Art ständig geplagt, mit Hautausschlägen bedeckt, müssen sie sich unaufhörlich jucken und kratzen. Offene schwärende Wunden voller Fliegenmaden und Schmutz sieht man auf Schritt und Tritt. Ihr schlimmster Feind aber ist der Mensch selber. Raubtiere gibt es in Neuguinea ja nicht, auch die Schlängengefahr ist nicht groß, aber hinter jedem Baum kann das Verderben in Gestalt eines Kopfsjägers lauern. Nie ist man sicher, bei der Rückkehr von Jagd oder Fischfang Weib und Kind noch lebend anzutreffen. Und dazu noch die ewige Furcht vor bösen Geistern und Zauberern! Ängstlich werden alle Abfälle verscharrt. Wehe, wenn es einem feindlichen Zauberer gelingt, sich in den Besitz von Haaren oder Nägeln oder gar Speichel oder Kot zu setzen. Gar nicht auszudenken, was einem dann geschehen kann! Bauchaufschwellen und Sterben ist noch das Mindeste. Darum nur ja nichts herumliegen lassen, alles immer hübsch beiseite bringen, auch Überreste der Mahlzeiten.

Sehr gefährlich ist es auch, den Namen seines Schwagers oder gar seiner Schwiegermutter auszusprechen! Man soll den Teufel nicht an die Wand malen. Manche fürchten sich sogar, den eigenen Namen zu verraten. Man glaubt wohl, sich dadurch gewissermaßen auszuliefern, wie es ja auch bei allen Abwehrzaubern immer das Wesentliche ist, daß man dem bösen Geist sagt, wes Stamm und Art er sei.

Diese Zauber- und Gespensterfurcht, die sowohl hier wie im Innern alles Fühlen und Denken der armen Kerle beherrscht, ist wohl sicher auch der Grund dafür, daß man so oft in Konflikte mit den Leuten kommt. Ich bin überzeugt, daß mancher Mord, besonders auch an Europäern, hierin seine Erklärung findet. Mißtrauisch und ängstlich, wie sie nun einmal sind, achten sie auf jede Bewegung des ihnen ja an und für sich schon höchst verdächtigen Weißen. Wie oft ist es mir vorgekommen, daß sie mitten in friedlicher Unterhaltung plötzlich aufsprangen und verschwanden, sich tagelang nicht sehen ließen, dafür aber nachts in sicherlich nicht sehr freundlicher Absicht mein Lager umschlichen. Da ich der einzige meiner Schar war, auf den ich mich wirklich verlassen konnte, habe ich in solchen Zeiten manche Wache gebrannt und mir manche Nacht um die Ohren geschlagen. Weiß der Teufel, durch was für eine unbeabsichtigte Bewegung ich sie erschreckt habe. Wenn ich aber mal Dinge trieb, die sie doch wirklich als übernatürlich ansehen mußten, blieben sie gänzlich ungerührt. Photographieren erschreckte sie nicht ein bißchen, in den Phonographen sprachen sie mit

Begeisterung und freuten sich diebisch, wenn sie ihre Stimmen wiedererkannten. Photograph und Phonograph und all die anderen „Erfindungen“ unserer Kultur sind eben für sie völlig unfaßlich, können ihnen weder Bewunderung noch Furcht ablocken. Sie haben keinerlei Beziehungen zu diesen Dingen, kein Organ, das ihnen die rein sinnliche Wahrnehmung nach außen projiziert und sie zur Vorstellung erhebt. Der Zauberer aber und der böse Geist, der Traum und die Seelen der Toten haben durchaus Wirklichkeit für sie, die sind ebenso in Wahrheit vorhanden wie der Nachbar oder das Schwein und der Kasuar. Sie glauben nicht daran, sondern das alles ist wirklich, greifbar da. Umgekehrt sind aber das Schwein und der Kasuar, die Taube und der Fisch genau so geheimnisvolle Wesen, wie es Geister und Zauberer sind. Wie hinter ihren Krankheiten und Ängsten der unsichtbare Zauber steht, so steht auch hinter jedem sichtbaren Wesen etwas anderes Unsichtbares, Geheimnisvolles. Die Tiere des Waldes, die Fische des Wassers haben dieselben Sitten und Gewohnheiten wie die Menschen. Sie gehen auf Jagd, die Frauen bestellen die Gärten, sie heiraten, feiern Feste und tanzen zum Klange der Trommeln. Darum können sie ja auch mit den Menschen verwandt, ihre „älteren“ Brüder sein.

Ihre Sprache ist also nicht die Wiedergabe von Begriffen, sondern von Symbolen. Ich bin sicher, daß, wenn sie so erschrecken, ich irgendeine ganz bestimmte ihnen wohlvertraute Bewegung gemacht haben muß. Ich stand dann für sie gewissermaßen

„im Zeichen“. Denn, wie gesagt, nicht vor dem, was sie nicht kennen, fürchten sie sich, sondern vor dem, was sie nur zu gut zu kennen meinen. Gerade so sind ja tief im Innern des Landes die Tiere nie wegelaufen oder weggeflogen, wenn ich nach ihnen schoß und sie fehlte. Der Schall des Schusses war ihnen eben gänzlich unbekannt und sein Klang nicht mit der Vorstellung irgendeiner Gefahr verbunden, aber ein Steinwurf oder Pfeilschuß verscheuchte sie sofort. Es muß sich gewissermaßen erst „herumsprechen“, daß da irgendeine alte Gefahr im neuen Gewande droht, und nicht nur das einzelne Tier, nicht nur der einzelne primitive Mensch muß die gleiche Erfahrung öfters machen, sondern die Gemeinschaft. Nicht um die Gefühle, die Ängste des einzelnen handelt es sich, sondern um Gemeinschaftsängste, Gemeinschaftsgefühle.

Der Vorgang spielte sich meist so ab, daß einer, an der Küste war es meist mein Freund Merongai, der alte Halunke, auffsprang und mit erregter, lauter und rauher Stimme irgend etwas schrie und dabei am ganzen Leibe zitternd auf mich zeigte. Sofort sprangen die anderen auch auf, riefen im gleichen Tonfall, mit dem gleichen Ausdruck und der gleichen Angst in den Mienen genau dieselben Worte und stürzten Hals über Kopf davon. Ein halbes Jahr vor meiner Ankunft waren von denselben Leuten, die mich mit ausgesuchter Freundlichkeit aufgenommen hatten, von fünf schiffbrüchigen Palauinsulanern, die sich an ihren Strand gerettet hatten, drei nachts im Schlafe ermordet worden, die

beiden anderen hatten entkommen können. Der Grund kann auch hierfür nur Aberglaube gewesen sein, vielleicht die Idee, daß sie dem Wori, ihrem Ahnherrn, seine Beute nicht entreißen dürften. Im übrigen wurde ja auch an unseren Küsten noch in historischen Zeiten mit Schiffbrüchigen nicht anders verfahren, und in den griechischen Sagen vom König Thoas in Kolchis wird genau das gleiche berichtet.

Im Papuadorf

Einmal lud mich Merongai ein, ihn zu besuchen. Mein Standquartier hatte ich in den ersten Wochen direkt an der Mündung des Flusses aufgeschlagen und machte von da aus größere und kürzere Ausflüge stromaufwärts. Der Strand an der Flußmündung besteht aus sehr feinem, aber kohlschwarzem Sande, und genau denselben Sand fand ich auf den Sandbänken des Stromes bis weit ins Innere. Zierliche Strandkasuarinen und Sagopalmen sind für diese Zone charakteristisch. Darauf folgt die Mangrovenzone, etwa 18–20 Kilometer flußaufwärts. Merkwürdige Bäume sind das. Man findet sie überall in den Tropen, wo die Küste flach und schlammig ist und wo zwar Ebbe und Flut sich noch geltend macht, der Ansturm der Brandung aber nicht so heftig ist. So stehen sie nicht an der eigentlichen Küste, wo oft, namentlich zu gewissen Zeiten eine ungeheure Brandung steht, sondern weiter oberhalb und verleihen den Flußufeln ihre besondere Note. Ihre Anpassung an den Standort ist ganz unglaublich weitgehend. Auf meterhohen Stelzwurzeln erheben sich oft mächtige Stämme mit prachtvollen Schirmkronen. Rote Blüten

leuchten aus dem dunkelgrünen Laubwerk hervor. Auf der Unterseite der Wurzeln entspringen ganze Reihen von Seitenwurzeln, die den Baum immer fester verankern, und dem gleichen Zweck dienen andere Wurzeln, die sich von den unteren Zweigen zur Erde heruntersenken. So trogen die Mangroven dem ewigen Anprall von Ebbe und Flut und den Stürmen des Meeres. Andere Mangrovenarten wachsen nicht senkrecht in die Höhe, sondern winden sich wie ungeheure Riesenschlangen dicht über dem Boden dahin. Dringt man in das Mangrowendickicht ein, so stolpert man bei jedem Schritt über aufrechtstehende Wurzelschlingen, die sich knieförmig aus dem Schlamm des Bodens erheben. Das sind Einrichtungen, die der Atmung dienen. Noch zweckentsprechendere Atemwurzeln hat eine andere Art. Bei dieser ragen im großen Umkreis um die Mutterpflanze bis einen halben Meter hohe, gelblichweiße Gebilde aus der Erde hervor. Sie sehen aus wie Spargel sprossen und fassen das Ufer kilometerweit wie mit einem Zaune ein. Das allmerkwürdigste bei diesen Bäumen ist aber, daß sie im wahrsten Sinne des Wortes lebendgebärend sind. Die Samen keimen aus, während sie noch an der Mutterpflanze hängen. Hat der Keimling eine gewisse Länge erreicht, so fällt er zur Ebbezeit ab und bohrt sich mit seinem unteren, keulenartig verdickten Ende, das in eine harte Spitze ausläuft, in den weichen Schlamm ein. Schon wenige Stunden später sendet er die ersten Seitenwurzeln aus und kann nun getrost Sturm und Wellen erwarten.

Hat man das Mangrowendickicht glücklich bezwungen, stolpernd und balancierend, und hofft endlich auf festes Land zu kommen, so sieht man sich schwer enttäuscht. Meilenweit dehnt sich der Sumpf vor uns aus. Hier wachsen Sago und fast stammlose Nipapalmen. Kasuare und Schweine soll's da in Menge geben, aber eine Stätte für Menschen ist es nicht, wenigstens nicht für Europäer. Also rasch wieder zurück zum Fluß. Dort hat sich inzwischen eine stattliche Zahl von Einbäumen versammelt. Freudiges Geschrei begrüßt uns, unsere Papuafreunde kommen, uns einzuholen. Merongai hat offenbar großes Interesse, uns in seinem Dorf zu haben. Auf sein Geheiß ist sogar ein eigenes Haus für uns gebaut worden. Das heißt, „Haus“ ist eigentlich leicht übertrieben. Auf etwa zwei Meter hohen Pfählen erhebt sich am Ufer eine Plattform, über die ein mächtiges Dach gespannt ist. Hinten reicht das Dach bis zur Erde, vorn und an den Seiten ist es weniger tief. So sehen die Häuser hier alle aus. Nur Merongai und sein Bruder haben ein richtiges Haus mit Wänden aus Baumrinde. Der Eingang erfolgt meist direkt vom Wasser aus, nur wenige Häuser haben den Eingang vom Lande mittels eines eingekerbten Baumstammes, der dann an einer der Schmalseiten des Hauses heraufführt. An der Wand gegenüber der Wasserseite befindet sich der Herd. Oft wohnen mehrere Familien gemeinsam in einem Hause, dann aber hat jede einen eigenen Herd. Hier lernte ich auch die ersten Frauen kennen.

Die Frau hat auf dieser Stufe der Kultur eine Stellung, die sich nur schwer in irgendein geläufiges Schema einfügen läßt. Ihr fällt in erster Reihe die Erhaltung und Ernährung der Nachkommenschaft zu. Sie hat den ersten Anbau von Bodenfrüchten erfunden, ihr gehört alles Eigentum. Selbst die Hunde, die unentbehrlichen Jagdgenossen des Mannes, ohne die in den Sumpfwäldern Neuguineas ein Jagd so gut wie unmöglich ist, gehören den Frauen. Die Kinder zählen zur Sippe der Frau, sind mit dem Vater kaum verwandt. Der Zusammenhang zwischen geschlechtlichem Verkehr und der Erzeugung von Kindern ist überhaupt den Männern wenigstens durchaus noch nicht klar. Im allgemeinen sind die Männer jedenfalls ganz fest davon überzeugt, daß die Frauen auch so Kinder bekommen können. Nie sagen sie, ich und der da haben denselben Vater, sondern immer nur: der da und ich sind aus demselben Schoße gekommen. Auch der Verkehr mit den Toten sowie die Verwahrung der Korvare und der Schädel ist Sache der Frauen. Ihre rechtliche Stellung, soweit man von Recht sprechen kann, ist durchaus nicht schlecht. Zwar muß die Frau im allgemeinen dem Manne folgen, der sie von der Mutter gekauft hat, aber soundso oft brennt sie vorher mit einem anderen durch, der sich ihr vielleicht bei den jährlichen Tänzen ins Herz geschlichen hat. Auch die verheiratete Frau kann ihren Gatten wegschicken, wenn er ihr nicht mehr paßt. Der Brautschatz verbleibt dann, nach Merongais Versicherung, den Kindern. Vielweiberei habe ich an der Küste nirgends getroffen.

Nun kommt aber die Rehrseite der Medaille. Die Frauen sind die reinsten Arbeitstiere. Alle schwere Arbeit liegt auf ihren Schultern. Nie wird ein Mann ihnen beim Gartenbau, beim Sago schlagen oder Wasserholen helfen. Das einzige ernsthafte Geschäft, das dem Manne obliegt, ist der Haus- und der Bootsbau. Sonst liegt er herum, geht ein bißchen auf die Jagd, fängt ein bißchen Fische und beschäftigt sich mit Spielereien aller Art. Der Spieltrieb muß als einer der mächtigsten Kulturanreger angesehen werden. Mit allem spielen sie, was ihnen in die Hände fällt. Aus dem Spieltrieb ist alle Kunst entstanden. Erst hat man aus Spielerei die harten, breiten Pandanusblätter zerfasert, dann hat man sie aus Spielerei wieder zusammengeflochten, und eines schönen Tages war so die Flechtkunst erfunden. Ähnlich ist es mit der Töpferei und der Schnitzkunst und der Malerei gegangen. Zum Spieltrieb gehört auch die Pugsucht. Hei, was schmücken sich die Männer mit bunten Federn und Muscheln, mit Glasperlen und weißen Zähnen vom Hund, vom Eber und Krokodil! Wie prunken sie mit ihren Bemalungen und den prächtigen Schmucknarben, die sie sich eingebrannt haben! Die Frauen aber tragen nur selten Schmuck. Der würde bei der Arbeit auch nur hinderlich sein. Und was stellen die Männer erst mit den Haaren an! Mächtig genug sind ja, wie die Abbildungen zeigen, die Mähnen. Ein prächtiges Spielzeug für müßige Stunden! Der eine läßt sie breit über die Schultern fallen, der andere kämmt sie nach hinten und bindet sie oben auf dem Scheitel zusammen, daß der Schopf stolz in

die Höhe ragt, ein dritter hat gar zwei Schöpfe, einen nach oben und einen nach unten, das ist ein ganz Feiner. Und die Frauen dagegen? Ein schlichter „Bubikopf“ und damit gut! Das einzige, was die verheirateten Frauen wenigstens vor den Männern voraushaben, ist, daß ihr Lententuch meist aus europäischem Stoff besteht und Leib und Hüften breit bedeckt, während die Männer nur eine schmale Schürze aus Baumbast tragen, die zwischen den Beinen durchgezogen und hinten in den Gürtel gesteckt wird. Der Gürtel ist eine Schnur aus Pflanzenwurzeln. Die Kinder gehen völlig nackt, auch die jungen Mädchen bis zur Verheiratung.

Morgens in der Frühe ziehen die Frauen in den Wald, um Sago zu bereiten, der die Hauptnahrung der Küstenstämme darstellt. Wenn die Sagopalme blühreif wird, kurz bevor sich die Blüte entfaltet, ist ihr ganzes Mark mit Stärke gefüllt. Die ist eigentlich zur Ernährung der reifenden Frucht bestimmt und zieht sich aus dem Innern des Stammes in die Höhe, sobald der Baum zu blühen beginnt. Da heißt es aufpassen und diejenigen Bäume ausmachen, die gerade im richtigen Stadium sind. Vorher ist noch kein Mark vorhanden, und kommt man zu spät, ist keines mehr da. Der Baum wird gefällt — hier mit europäischen Buschmessern und Beilen —, dann gespalten, mit dreschflegelartigen Klopfern ausgeklopft und mit Wasser ausgelaugt. Die stärkehaltige Flüssigkeit wird durch Rindentücher geseigt, das Wasser ausgepreßt, und nun ist das Stärkemehl fertig zum Gebrauch. Geessen wird es meist als steifer Brei, der sogenannten Pappedda,

die schauerhaft schmeckt. Besser hat uns der Sago als Brot zwischen heißen Steinen gebacken gemundet. Neben dem Sago spielen die paar Gartenerfrüchte, die die Frauen bauen, Yams, Taro und ein bißchen Kürbis, nur eine untergeordnete Rolle. Die ganze Sehnsucht meiner Gastfreunde drehte sich daher immer nur um den Sago. In ihrem Schlaraffenlande, das nach Merongais festen Versicherungen an den Quellen des Mamberamo liegen sollte, stünden drei große Sagobäume, aus denen man sich den Sago am Tage einfach heraus schneiden könnte. Nachts wüchse er dann wieder nach, und man brauche weder einen Baum zu fällen, noch den Sago mühsam zu bereiten. Essen müßte man ihn freilich selber, also ist's in unserem Schlaraffenland, wo einem die gebratenen Tauben einfach in den Mund fliegen, doch noch bequemer.

Gelernt hat man die Sagobereitung von einem Manne, der in grauer Vorzeit von den Quellen des Meeres kam und von Stamm zu Stamm zog. Wo man ihn freundlich aufnahm und ihm eine Frau gab, blieb er ein Jahr und lehrte die Frau die Gewinnung der köstlichen Nahrung. Nach der Geburt des ersten Kindes aber zog er von dannen, und schließlich verschwand er auf Nimmerwiedersehen. Damals waren die Papuas auch noch hellfarbig. Dunkle Haut haben sie erst später bekommen, weil sie ihren Wohltäter irgendwie geärgert und seine Gebote nicht befolgt haben. Einst aber wird er wiederkommen, und dann wird sich alles häuten und wieder weiß werden. Darum heißt er auch der Manseren Koreri —

der Herr der Häutung (Korero heißt im Numfordialekt die Haut).

Numfor, ein malaiisch-polynesischer Dialekt, ist die an den Küsten von Nordwest-Neuguinea am weitesten verbreitete Sprache. Auch meine Gastfreunde sprachen eine mit dem Numfordialekt zwar nicht ganz übereinstimmende, aber doch ihm ähnliche Sprache, die sicher dem gleichen Stamme angehörte. Auch der Rasse nach sind die Küsten- und Inselbewohner mit malaiischen und vor allem vor-malaiischen Einschlägen stark vermischt. Auf den Inseln im Norden und Westen Neuguineas haben ursprünglich wohl dieselben Wildstämme geseffen, deren letzte versprengte und dem Aussterben verfallenen Reste wir überall auf der Inselwelt des Indischen Ozeans und der Sundasee antreffen, die Weddas in Ceylon, die Sakais in Sumatra und Malaka, die Loalas in Celebes uff. Es sind kleinwüchsige, zierlich gebaute Menschen, vor allem durch ihren langlockigen üppigen Haarwuchs ausgezeichnet. Mit diesen mischten sich später polynesische und melanesische Elemente von den Inseln des Stillen Ozeans und echtes Papuablut von Neuguinea. Eine solche Mischung zweier ganz verschiedenrassiger Stämme habe ich selbst vor sich gehen sehen. Es fiel mir in einem Dorfe, Pauwi auf, daß fast alle Frauen einer größeren und kräftigeren Rasse anzugehören schienen als ihre Männer, die zierlich und von schlankem Knochenbau waren. Auf meine Erkundigungen teilte man mir mit, daß die Frauen in Pauwi zu Hause wären, daß aber die Männer von dem Dorfe Boffumassin,

von der Küste, stammten, umgekehrt wären die Pauwimänner nach Boffumassin gegangen und hätten die dortigen Frauen geheiratet. Es hatte also zwischen den beiden Dörfern ein vollständiger Tausch stattgefunden, bei dem bezeichnenderweise die Frauen in ihrem Dorfe geblieben, die Männer aber ausgewandert waren.

Es war daher ein ziemliches Völkergemisch, das ich da an der Küste fand. Neben Männern mit langlockigem Weddahaar solche mit dem echten Kraushaar der Melanesier und Papuas, neben hünenhaften Kerlen mit reicher Körperbehaarung solche mit glatter Haut und zierlichen Gliedern. Aber auch unter den Leuten, die man als echte Urbewohner der geheimnisvollen Insel ansprechen mußte, gab es sehr verschiedene Typen. Es waren da Leute, die einen durchaus vornehmen Eindruck machten, mit scharfgeschnittenen Gesichtszügen, verhältnismäßig schmalen Nasen und schmalen Gesicht, andere wieder waren plump und ungeschlacht, ein dritter auch an anderen Punkten Neuguineas, sowohl an der Küste als auch im Inneren aufgefundener Typ sah ausgesprochen semitisch aus.

Die Menschen dort stehen eben der Wurzel des Menschengeschlechtes noch sehr nahe. Merkmale, die an anderen Orten längst zu Kennzeichen bestimmter Rassen geworden sind, finden sich bei ihnen noch funterbunt durcheinander. Der Mensch ist dort eben noch nicht normalisiert.

Zu diesem semitischen Typ gehörte auch mein Freund Merongai, vor allem aber Boffuai, ein

Stammesgenosse von Merongai. Boffuai ist ein kleines Kerlchen, waffenungeübt und auf Schlaueit und List angewiesen. Sein Hauptberuf ist, wie der der Küstenstämme überhaupt, der Handel. Es ist ganz unglaublich lustig, was für geschickte und leidenschaftliche Händler er und seine Landsleute waren. Wenn sie mir irgend etwas verkaufen wollten, besonders Dinge, die nach ihrer Meinung keinen großen Wert hatten, so boten sie sie mir nicht etwa an, sondern stellten sie vor sich hin, hingen sie sich wohl auch um und kokettierten gewissermaßen damit. Auch brachten sie ihre Ware niemals in größeren Mengen zum Verkauf, sondern immer nur stückweise. Nie verrieten sie mir, wo sie ihr Vorratslager hatten. Das lag irgendwo versteckt im Walde. Mich zu betrügen versuchten sie nach Kräften und forderten die unerhörtesten Preise. Wenn sie aber sahen, daß ich hart blieb, gingen sie bald herunter. Am Preise ließen sie kaum je ein Geschäft scheitern. Was sie sich einmal vorgenommen hatten zu erwerben, mußten sie haben, koste es, was es wolle. Kinder auch in dieser Beziehung, die sich nur schwer einen Wunsch versagen konnten!

Die Küstenstämme sind die eigentlichen Zwischenhändler zwischen den Inlandbewohnern und den Völkern der Neuguinea benachbarten Inseln. Eiserne Werkzeuge, Muscheln, europäische Stoffe und Glasperlen führen sie ein, Bogen und Pfeile, die von weit im Innern wohnenden Menschen gefertigt werden, und besonders Paradiesvögel führen sie aus. Und beim Handel mit den Papuas erwies sich mein Freund

Boffuai als genau so pffiffig und gerissen wie im Handel mit mir. Das gab oft ein tagelanges Schachern und Feilschen. Mit rauher, lauter Stimme redeten Käufer und Verkäufer aufeinander ein. Mit oft recht bedrohlichen Gesten begleiteten sie ihre Reden. Mehr als einmal standen sie kurz vor dem Abbruch des Geschäftes, aber zum Schluß wurde man immer einig. Dazwischen wurde geraucht und Betel gekaut.

Ab und zu fragte man sich auch den Kopf mit dem eigens zu diesem Zwecke vorhandenen Kamme. Fast alle Leute tragen in der Tat in ihrem üppigen Haarwulst einen großen, schön verzierten Kamm. Ich bin auf Grund meiner Beobachtungen ganz im Ernst der festen Überzeugung, daß dieses Instrument ursprünglich wirklich nur zum Kratzen dient, denn ein Primitiver und — Verzeihung — Käuse, das gehört eben zusammen wie, ja nun — wie Lippenstift und Puderdose zu einer schönen Frau. Erst später ist der Kamm ein Schmuckstück geworden.

Aber ein so gewandter Händler Boffuai auch ist, mit einigen seiner Geschäftsfreunde muß er doch ganz besonders vorsichtig sein. Sitzen da tief im Innern am Abhange der Berge höchst ungemütliche Leute, die die Angewohnheit haben, von Zeit zu Zeit einen ihrer Mitmenschen zu verspeisen. Boffuai steht auch mit diesen, den Karongs, in angenehmer Geschäftsverbindung. Allerdings eine persönliche Berührung vermeidet er ängstlich. Er weiß ja, daß er mager und unansehnlich ist, er weiß auch, daß es nicht Sitte ist, die Händler von der Küste zu verspeisen, aber vielleicht wissen es

die anderen nicht, oder irgendein Jüngling hat gerade gefehlt, wie dieser Punkt durchgesprochen wurde — kurz, besser ist besser und Vorsicht der Tapferkeit besseres Teil. Boffuai begibt sich also auf eine ihm bekannte Lichtung im Walde und stößt einen ganz bestimmten Schrei aus, nachdem er seine Waren dort niedergelegt hat, und versteckt sich dann. Nun kommen die Karongs, legen ihre Tauschwaren daneben, stoßen den gleichen Schrei aus und gehen fort. Ist der Händler mit dem Angebotenen zufrieden, nimmt er es und verschwindet mit möglichster Beschleunigung. Ist er nicht zufrieden, läßt er alles liegen, schreit noch einmal und versteckt sich wieder. Die Karongs legen dann zu, und das geht solange, bis beide Teile zufrieden sind. Das Merkwürdige daran ist, daß, wie mir versichert wurde, es bei dem Geschäft stets vollständig ehrlich zugeht. Es soll niemals vorkommen, daß die Karongs bei diesem heimlichen Markt den Händler überfallen oder seine Ware ohne Gegengabe mitnehmen. Auch von den Weddas in Ceylon wird solch heimlicher Tauschhandel berichtet, und ich habe in den Urwäldern Sumatras gleichfalls Gebräuche gefunden, die darauf hinweisen, daß heimliche Märkte wenigstens früher dort bestanden haben müssen.

Irgendwelches Geld gibt es nicht, ebensowenig bestimmte Wertmesser für die Ware. Laune und Bedürfnis entscheiden allein. Zahlworte kennen sie bis zwanzig, aber beim Zählen werden doch immer soviel Finger gezeigt, wie Zahlen gemeint sind. Bei zehn zeigen sie beide Hände, und bei zwanzig berühren sie die Zeheispitzen mit den Fingerspitzen.

Während unseres Aufenthaltes an der Küste war Merongai unser ständiger Begleiter. Er ging uns nicht von der Seite und war ängstlich darauf bedacht, daß ja keiner seiner Landsleute ihm seine bevorzugte Stellung und die vielen Geschenke, die ihm insolgedessen zufließen, streitig machte. Auf's dringendste warnte er uns vor einer etwaigen Weiterfahrt ins Innere. Die Waldmenschen schilderte er uns als wahre Ungeheuer, von denen wir sicher niemals lebend entkommen würden. An den Quellen des Mamberamo aber sollte eine ganz besonders große Gefahr unserer warten. Dort wohne ein Stamm, in dem es nur Frauen gäbe. Kämen nun Männer zu Besuch, so würden sie freundlich aufgenommen und bewirtet. Nachts, wenn dann die Männer bei den Frauen schliefen, stünden die heimlich auf und versteckten ihnen Bogen und Pfeil. Fragt nun der Mann am anderen Morgen, wenn er auf die Jagd gehen will, wo denn sein Bogen sei, sagt die Frau, dort gerade vor dir auf dem Sims. Kaum aber hat dann der Mann der Frau den Rücken gedreht, nimmt sie den Bogen und erschießt den Genossen der Nacht. So schlimm sind die Frauen dort unten! Nur weibliche Kinder ziehen sie auf, männliche werden sofort getötet! Wie doch Sagen wandern! Wie mag wohl diese alte Amazonensage nach den entlegenen Hütten Neuguineas bis zu meinem Freunde Merongai gekommen sein?

Als er merkte, daß er auf diese Weise nicht zum Ziel gelangen würde, und ich meine Abreise stromaufwärts ernstlich vorbereitete, kam er auf einen anderen Trick, mit dem er mich wirklich noch acht Tage lang

hingehalten hat. Er ließ nämlich durch seine Leute verbreiten, daß das Regierungsboot, das in der Lat alljährlich einmal diese abgelegenen Gegenden besuchte, von den Küstenbewohnern gesichtet worden sei und in den nächsten Tagen eintreffen würde. Da ich mich bei der sehr starken Strömung des Flusses sehr gern ein Stück stromaufwärts hätte schleppen lassen, ging ich dem alten Halunken wirklich auf den Leim und schob meine Abreise auf. Bis das Boot kam, vertrieben wir uns die Zeit mit Tauschhandel und Jagd. Viel war es ja nicht, was uns in den armseligen Hütten der Pauwi reizte: hölzerne Eßschüsseln, schön geschnitzte Kopfbänke, Amulette, über deren Sinn ich erst später aufgeklärt werden sollte, und vor allen Dingen Bambusbüchsen aller Art mit sauber eingeritzten, sehr interessanten Ornamenten.

Auf der Jagd war ein junger Pauwi namens Abufo mein steter Begleiter, ein netter gefälliger Bursche, der unglaublich klettern und noch besser sehen konnte. Merkwürdigerweise war er nicht dazu zu bringen, mich auf Schwein oder Kasuar anzusetzen. Immer hatte er Ausreden, nie wollte es glücken. Es ist mir ganz fraglos, daß er mir absichtlich nicht zu einer Jagd auf diese Tiere verhelfen wollte, wie auch später die Inlandbewohner mir sogar die Tiere verscheuchten, wenn ich einmal selber irgendwo das Glück hatte, welche aufzuspüren. Dagegen gab es auf den Sandbänken, die jetzt zur Trockenzeit überall aus dem Wasser ragten, viel Wassergeflügel: verschiedene Arten Reiher, eine schöne Ente mit weißem Bauch und metallisch glänzenden Flügeln, die nachts auf

niedrigen Zweigen am Ufer stehender Bäume aufbäumte und dort auch ihr Nest baute, Tadorna radjah, eine Verwandte unserer Brandente. Sehr häufig fand ich auch das Sultanshuhn (*Porphyrio melanopterus*), eine sehr auffallende Ralle mit blauschwarzem Gefieder und einer roten breiten Kappe auf dem Kopf. Am Morgen fielen Scharen bunter Papageien mit lautem Gekreis in die Bäume ein. Der Hauptvogel der Küstengegend aber war der blendendweiße Tritonkakadu mit schöner gelber Haube und einem blauen Ring um die Iris. Ich hätte das hübsche Tier gerne lebend gehabt, und wirklich fing Abufo einmal ein junges Stück. Es war jedoch so unzähmbar und verweigerte so beharrlich alle Nahrung, daß ich es wieder fliegen ließ.

Einmal überraschte uns auf solch einem Ausflug die Nacht. Wir bauten auf einer Sandbank eine kleine Hütte und zündeten ein großes Feuer an, weil es von Mücken wimmelte. Trotzdem ich Abufo ein Moskitonez anbot, weigerte er sich auf das bestimmteste, in die Hütte zu kommen. Er blieb am Feuer sitzen, und selbst als gegen Mitternacht ein fürchterlicher Platzregen das Feuer verlöschte, blieb er fröstelnd draußen. Freilich haben auch wir nicht schlafen können, weil Abufo unentwegt auf seinen nackten Körper klatschte und dazu fortwährend oije schrie. Das Schlafen bei Nacht scheint überhaupt, vor allen Dingen wohl der Mücken wegen, nicht sehr beliebt zu sein. Auch im Dorfe saßen die Leute die ganze Nacht wach, schwächten und sangen und klatschten sich auf den Leib. Kein Wunder, daß sie dann am nächsten Tag todmüde waren und oft

sogar beim Rudern einschliefen. Am tollsten aber war
 der nächtliche Lärm zur Vollmondzeit. In allen Hütten
 hockten massenhaft Hunde, von einer kleinen, dem Spitz
 ähnlichen Rasse, mit struppigem Haar und gerade so-
 viel Ungeziefere wie ihre Herren. Wellen können sie
 noch nicht, dafür aber heulen. Möglicherweise mitten in der
 Nacht fängt ohne ersichtlichen Grund einer an, den
 Mond anzusingen, und dann fällt der ganze volle
 Chor ein, und das geht stundenlang so fort, ein Lied,
 das Stein' erweichen, Menschen rasend machen kann.

Bei den Menschenfressern

Nicht hinter Pauwi hört die Mangrovenzone
 auf. Die Ufer werden trockener und gangbarer. Wilde
 Zuckerrohrbestände, in denen Spornenkuckucke nisten
 und große Warane (Wassereidechsen) haufen, wech-
 seln mit hochstämmigem Pandanazeenwalde ab. Zur
 Regenzeit liegt auch diese Pandanazeenzone weit unter
 Wasser. Der ganze Wald steht darum auf meterhohen
 Stelzwurzeln, daß es aussieht, als wolle der Wald
 in den Fluß schreiten. Die Stämme und die Wurzeln
 sind mit starken spitzen Dornen bedeckt. Bunte Papa-
 geien, große graue Lauben und weiße Kakabus tum-
 melten sich in den Kronen, und zum erstenmal hörten
 wir hier den melodischen Gesang des Flötenvogels
 (*Gymnorhina spec.?*), der uns auf fast unsern ganzen
 Reise begleitet und erfreut hat:

Flötenvogel



Die Vierteltöne zwischen a¹ und ais¹ sind durch * gekennzeichnet.

Sonst aber war die Fahrt stromaufwärts zuerst recht
 öde und langweilig! Weit und breit kein Dorf, kein

Mensch! Auf den zahlreichen Sandbänken sonnten sich zur Mittagszeit dickbäuchige Krokodile, die sich bei unserer Annäherung mit lautem Plumps ins Wasser rollten.

Als wir nun eines Abends auf einer der vielen Inseln, die der Fluß in seinem Unterlauf bildet, Rast machten und eben unser Lager aufgeschlagen hatten, hörten wir plötzlich lautes Geschrei, und als wir aufblickten, ist der Fluß mit Kanus bedeckt. Mindestens fünfzehn große schöne Boote voll von Bewaffneten fuhren mit wilden Rufen auf uns zu. Wie ich eben klar zum Gefecht machen will, erkenne ich meine Pauwifreunde, die in der freundschaftlichsten Absicht uns besuchen kamen und ihrer Wiedersehensfreude nur etwas lauten Ausdruck gegeben hatten. In ihrer Gesellschaft befanden sich Männer aus Samberi, Inlandpapuas, vor denen sie uns früher nicht genug hatten warnen können, und mit denen sie, wie sich jetzt herausstellte, in durchaus freundschaftlichen Beziehungen lebten.

Donnerwetter, was waren das aber für famose Kerle! Viel größer und massiger als die zierlichen Pauwileute, mit prachtvoller Muskulatur und sichtlich gut genährt! Vor allem fiel auf, daß sie viel längere Beine hatten als die Pauwi, auch die Köpfe waren größer, die Gesichter breiter, die Nasen plumper. Ihre Haare hatten sie auf ein Gestell aus Rotang (Palmrohr) aufgewickelt und dieses dann spiralig um den Kopf gewunden, so daß der Kopf wie durch einen Helm geschützt war. Auch der Bauch war durch einen Panzer aus vielfach zusammengewundenen Rotang-

schnüren vom Nabel bis zur Scham bedeckt und selbst die Brust durch eine Art Wehrgehänge aus Rotang gesichert, eine echte Bogenschützenrüstung! Unter der Frisur, durch die die Ohren nach vorne umgelegt wurden, trugen sie eine Krause aus Kasuarfedern und um die Stirn entweder einen Stirnschmuck aus gespaltenen Eberzähnen oder ein Band aus bunten Glasperlen. Durch die Nasen hatten sie kurze Nasenpflocke aus Holz, einer sogar einen alten abgebrochenen Lassenhenkel gebohrt, und außerdem hatten sie auch noch die Nasenflügel durchstoßen und trugen darin Nägel oder Gabeln aus Kasuar Knochen! Hinten im Bauchpanzer steckte wie ein Schwanz ein Besen aus Palmblättern oder bei manchen ein Wisch aus Kasuarfedern. Als Schamuschurz baumelten ihnen zwischen den Beinen ein Fezen Baumbast, der aber nicht nach hinten durchgezogen war wie bei den Stämmen an der Küste; das Glied war an der Vorhaut hochgebunden und unter den Bauchpanzer gesteckt. Ohrringe, wie sie die Pauwis tragen, hatten sie nicht, dafür steckten in den Ohrläppchen ganze Bambusbüchsen! Oberarme und Oberschenkel waren mit aus Blattstroh geflochtenen Ringen verziert und das Handgelenk, bei manchen das rechte, bei anderen das linke zum Schutz gegen die zurücktschnellende Bogensehne mit einer Menge schweinslederner Armbänder umwunden, an denen teilweise noch die Schwänzchen baumelten. In den Händen hielten sie fünf Fuß lange Bogen und ein Bündel ebenso langer Pfeile! Eine abenteuerliche Gesellschaft! Dazu schrien sie und gestikulierten mit den Händen und schwingen ihre

Waffen um den Kopf, daß meinen Malaien, die so etwas nicht gewöhnt waren, angst und bange wurde. Ich muß gestehen, daß auch ich die Nacht etwas unruhig geschlafen und zur größeren Beruhigung meine gute Mauserbüchse und den Browning mit ins Bett genommen habe.

Die Besorgnis war aber wirklich unnötig. Es war alles eitel Freude und Freundschaft! Ein Mann aus Pauwi namens Monde und ein Samberimann blieben bei mir, die anderen empfahlen sich mit sinkender Sonne, aber lange noch klang ihr Gesang und das Geheul ihrer Hunde zu uns herüber. Monde und Naumara, so hieß der Samberimann, weigerten sich bezeichnenderweise auch wieder, unter einem Moskitonez zu schlafen, und blieben wieder schwägend, oije schreiend und sich abklatschend am Feuer sitzen. Naumara lehnte es auch ebenso wie Monde ab, irgend etwas Gesalzenes zu essen. Salz kennt man am ganzen Mamberamo nur direkt an der Küste. Sonst wird das Salzbedürfnis dadurch gedeckt, daß das Fleisch halb verkohlt gegessen wird. Wenn ich einem von meinen Jagdfreunden einen Vogel schenkte, so wurden nur die größten Federn ausgerupft, der Vogel ausgenommen ins Feuer geworfen und dann halb verkohlt mit Haut und Haar verspeist. Reis aß der Pauwimann mit großem Behagen, aber Naumara war auch gegen diese Speise höchst mißtrauisch und rührte den guten Reis kaum an. Was der Bauer nicht kennt, das ißt er eben auch in Neuguinea nicht. Im übrigen war der wilde Kriegermann außerordentlich komisch, er zeigte seine Muskeln, schlug sich auf die

Brust und deutete uns an, daß man mit ihm am Ruder im Fluge nach seinem Dorfe kommen würde! Dafür wollte er seinen Lohn auch im voraus haben, war aber durchaus nicht böse, als ich ihm das lachend abschlug, sondern lachte mit!

Und den nächsten Tag war er ebenso faul, wie er vorher großschnäuzig gewesen war, genau so faul wie der andere Papua, der Monde. Drei Schläge wurden gerudert, dann fünf Minuten geschwätzt, so daß die ganze schwere Ruderarbeit von meinen Leuten geleistet werden mußte. Schließlich wurde mir's zu dumm, und ich gab meinen Leuten ein Zeichen, gleichfalls aufzuhören, wenn die Papuas aufhörten. Da hätten ihr aber die Entrüstung von Naumara sehen sollen! Erst beschimpft er uns, als wir ihn aber auslachen, wendet sich sein Zorn Monde zu: Rudere doch, Monde, rudere doch, Naumara, feuern sie sich gegenseitig an. Eine Weile geht es, aber nicht lange, dann müssen sie wieder ausruhen. Gegen Mittag kamen wir wieder an eine der großen Inseln des Flusses. Von da ab ist die Wirkung von Ebbe und Flut nicht mehr zu spüren, auch die Wetterverhältnisse ändern sich hier. An der Küste hat es meist nur nachts geregnet, von hier ab aber war der Nachmittag die Hauptregenzeit. Das sollten wir noch desselben Tages verspüren. Gegen vier Uhr ging ein echt tropischer Regen nieder, so einer von denen, die man mitgemacht haben muß, um sie würdigen zu können, bei dem man bis unter die Haut naß wird. Wir alle ruderten auf Teufel komm raus, nur Herr Monde nahm ganz bedächtig und umständlich seine tetta passara

(Regenmatte aus Pandanusstroh) um und war nicht mehr zu sprechen, bis der Regen aufgehört hatte.

Der Wald sah unglaublich wild und den Blicken undurchdringlich aus. Wir hörten zwar eine ganze Menge Vögel, vor allem das Gurren der großen grauen Taube und das Locken des Flötenvogels, konnten aber nichts erblicken. Nur ein kleiner brauner Reiher flog an einer Sandbank vor uns auf, setzte sich wieder, ließ uns wieder herankommen und flog wieder fort. So narrete er uns eine halbe Stunde, bis ein wohlgezielter Schuß dem Spiel ein Ende machte. Abends haben ihn dann Monde und Naumara verzehrt.

Am nächsten Morgen ging es in flotter Fahrt durch den Wald, der dicht an den Fluß herantrat, dem Dorfe Naumaras, Samberi, zu. Durch lauten Gesang kündet uns Naumara an, der vom Ufer, aus dem Wald heraus, von allen Seiten erwidert wird. Bald füllt sich das Ufer mit wilden, laut schreienden und die Waffen schwingenden Männern. Vor einer größeren Hütte wird halt gemacht. Ein etwas dicklicher, älterer Herr mit einem riesigen Wasserbruch begrüßt uns, indem er sich wiederholt heftig auf die Brust schlägt und fortwährend ruft: Korano, Korano! Das ist nämlich ein Häuptlingstitel dort draußen auf den Inseln, und der gute Mann hatte das irgendwie aufgeschnappt und sich den Titel zugelegt. In Wahrheit kennen diese Stämme das Häuptlingswesen noch nicht. Jeder hat nur soviel Macht, wie er sich zu verschaffen versteht, und jeder hat seine Clique, und die einzelnen Cliquen bekämpfen sich genau so mit allen Mitteln der Intrige

wie bei uns zu Hause. Zu den einflussreichsten Leuten dieses Stammes, der sich Koassa Kamboi Kamboi (Menschen vom Mamberamo) nannte, zählte außer dem sogenannten Korano unser Freund Naumara.

Vorläufig war die erste Frage nach Tabak. Wir hatten aber selber keinen da, weil wir mit dem kleinen Boote vorausgefahren waren, das große mit dem Gepäck aber noch weit zurück war. Wir vertrösteten die Leute also auf den nächsten Tag. Sofort erbieten sich einige, dem großen Boot entgegenzufahren, um es zu holen. Einer, Abusso, verlangte als Lohn dafür soviel Tabak, wie sein Oberschenkel dick ist.

Abends kommt die ganze Gesellschaft zu mir und hockt sich in meine Hütte, die größte des Dorfes. Pfeil und Bogen müssen sie aber hübsch draußen lassen. Unglaublich temperamentvolle Kerle! Sie reden mit Händen und Füßen, mit so lebhaftem Mienenspiel, mit so deutlichen Gebärden, daß man, selbst wenn man die Worte nicht verstehen kann, doch bald merkt, was sie meinen. Alles ist sooooo groß, sooo stark, soooo weit, es gibt soo viele Koassas! Sie klopfen sich auf die Stelle, wo sie den Kasuar oder das Schwein getroffen haben wollen, die Narben, die sie auf der Schweinejagd erworben haben, zeigen sie voller Stolz. Immer wieder und wieder erzählten sie, wie die Jagd verlaufen wäre, wie der Eber sich gewehrt hätte, und wie sie ihn schließlich doch besiegt hätten.

Leider waren sie aber leidenschaftliche Betelkauer. Jeder trägt ein kleines Täschchen auf dem Rücken, in dem er neben allerhand anderem Hausrat

auch seine Kalkbüchse mit sich führt. Das ist entweder eine Kürbisflasche oder ein Bambusbüschchen. Mit einem Stückchen Holz schmieren sie sich nun den ganzen Mund und den Gaumen voll Kalk. Dazu kauen sie wilde Betelnüsse — im Walde stehen viel Betelpalmen verschiedener Arten — und den Stengel des wilden Sirihpfeffers, der gleichfalls in Mengen im Walde wächst. Die Malaien, von denen ja wohl die Sitte des Betelkauens ursprünglich stammt, mildern die Hitze des Kalkes durch das Gambirharz. Dies ist den Papuas aber anscheinend nicht bekannt, trotzdem ich im Walde auch wilden Gambir gesehen habe. Die ganze Prozedur macht einen unglaublich ekelhaften Eindruck, da der Sirih den Speichel rot färbt, so daß die großen Stengelstücke, die sie im Munde herumwälzen, aussehen wie ein blutiger Schwamm. Und dazu das unaufhörliche Gespucke! Ich war heilfroh, als sie sich endlich zurückzogen und mich der wohlverdienten Ruhe überließen.

Das Haus, das uns eingeräumt worden war, war das stattlichste des Dorfes. Es stand auf etwa ein Meter hohen Pfählen, vorn und hinten war das Dach bis fast auf den Erdboden gezogen, die Schmalseiten waren offen. Hier befindet sich der Eingang, eine Leiter war nicht vorhanden, sondern nur je ein eingekerbter Stamm. Der Boden war mit durchschnittenen Betelpalmstämmen gedeckt, die aber nur lose hingelegt und nicht befestigt waren. An einer Breitseite befand sich der Herd. Hier war der Bodenbelag ausgespart und ein Stück Sagorinde als Unterlage für die Asche hingelegt worden. Die anderen

Häuser waren ähnlich gebaut, waren aber alle kleiner, manche bestanden nur aus einer Plattform mit einem Windschirm darauf! Ein eigentliches Männerhaus ist in diesem Dorfe nicht vorhanden, wohl aber ein gemeinsamer Herd für die Jungmannschaft in der Mitte des Dorfes. Ihr Hausgerät war noch dürftiger als bei den Küstenleuten, nur ihre Pfeile waren schön gearbeitet, die Rohrschäfte mit Ritzornamenten verziert, die Spitzen sorgfältig angeschärft und geglättet. Sie hatten dreierlei Sorten Pfeilspitzen, aus Vogelknochen, aus Hartholz mit vielen Kerben und breite Rohrspitzen von Myrtenblattform.

Am nächsten Tage kam unser großes Boot endlich an. In der Erwartung, Tabak zu erhalten, hilft das ganze Dorf beim Ausladen. Ein Schmunzeln geht über ihre Züge, als sie meinen großen Waschesack sehen. „Ist das alles Tabak?“ fragt Abusso voller Aufregung. Wie ich aber den Tabak auspacken will, ist meine Tabakkiste verschwunden. Ziemlich ärgerlich schlage ich Krach und begehe dabei die Unvorsichtigkeit, meine Flinte in die Hand zu nehmen. Wie mit einem Schlage ist die ganze Sippschaft verschwunden, und fünf Minuten später steht hinter jedem Baum ein Kerl mit dem Pfeil auf der Bogensehne. Da ich gar keine Lust hatte, mich auf Zwistigkeiten einzulassen, fing ich furchtbar zu lachen an, was nach meinen Erfahrungen auf die Naturmenschen immer am meisten beruhigend wirkt, und werfe mein Gewehr ins Haus. Daraufhin kamen die Leute wieder ohne Waffen näher, und merkwürdigerweise war eine Viertelstunde später auch meine Tabakkiste wieder da.

auch seine Kalkbüchse mit sich führt. Das ist entweder eine Kürbisflasche oder ein Bambusbüchschchen. Mit einem Stückchen Holz schmieren sie sich nun den ganzen Mund und den Gaumen voll Kalk. Dazu kauen sie wilde Betelnüsse — im Walde stehen viel Betelpalmen verschiedener Arten — und den Stengel des wilden Sirihpfeffers, der gleichfalls in Mengen im Walde wächst. Die Malaien, von denen ja wohl die Sitte des Betelkauens ursprünglich stammt, mildern die Hitze des Kalkes durch das Gambirharz. Dies ist den Papuas aber anscheinend nicht bekannt, trotzdem ich im Walde auch wilden Gambir gesehen habe. Die ganze Prozedur macht einen unglaublich ekelhaften Eindruck, da der Sirih den Speichel rot färbt, so daß die großen Stengelstücke, die sie im Munde herumwälzen, aussehen wie ein blutiger Schwamm. Und dazu das unaufhörliche Gespucke! Ich war heilfroh, als sie sich endlich zurückzogen und mich der wohlverdienten Ruhe überließen.

Das Haus, das uns eingeräumt worden war, war das stattlichste des Dorfes. Es stand auf etwa ein Meter hohen Pfählen, vorn und hinten war das Dach bis fast auf den Erdboden gezogen, die Schmalseiten waren offen. Hier befindet sich der Eingang, eine Leiter war nicht vorhanden, sondern nur je ein eingekerbter Stamm. Der Boden war mit durchschnittenen Betelpalmstämmen gedeckt, die aber nur lose hingelegt und nicht befestigt waren. An einer Breitseite befand sich der Herd. Hier war der Bodenbelag ausgespart und ein Stück Sagorinde als Unterlage für die Asche hingelegt worden. Die anderen

Häuser waren ähnlich gebaut, waren aber alle kleiner, manche bestanden nur aus einer Plattform mit einem Windschirm darauf! Ein eigentliches Männerhaus ist in diesem Dorfe nicht vorhanden, wohl aber ein gemeinsamer Herd für die Jungmannschaft in der Mitte des Dorfes. Ihr Hausgerät war noch dürftiger als bei den Küstenleuten, nur ihre Pfeile waren schön gearbeitet, die Rohrschäfte mit Rigornamenten verziert, die Spitzen sorgfältig angeschärft und geglättet. Sie hatten dreierlei Sorten Pfeilspitzen, aus Vogelknochen, aus Hartholz mit vielen Kerben und breite Rohrspitzen von Myrtenblattform.

Am nächsten Tage kam unser großes Boot endlich an. In der Erwartung, Tabak zu erhalten, hilft das ganze Dorf beim Ausladen. Ein Schmunzeln geht über ihre Züge, als sie meinen großen Wäschesack sehen. „Ist das alles Tabak?“ fragt Abusso voller Aufregung. Wie ich aber den Tabak auspacken will, ist meine Tabaktkiste verschwunden. Ziemlich ärgerlich schlage ich Krach und begehe dabei die Unvorsichtigkeit, meine Flinte in die Hand zu nehmen. Wie mit einem Schlage ist die ganze Sippschaft verschwunden, und fünf Minuten später steht hinter jedem Baum ein Kerl mit dem Pfeil auf der Bogensehne. Da ich gar keine Lust hatte, mich auf Zwistigkeiten einzulassen, fing ich furchtbar zu lachen an, was nach meinen Erfahrungen auf die Naturmenschen immer am meisten beruhigend wirkt, und werfe mein Gewehr ins Haus. Daraufhin kamen die Leute wieder ohne Waffen näher, und merkwürdigerweise war eine Viertelstunde später auch meine Tabaktkiste wieder da.

So löste sich der ganze Zwischenfall, der leicht unangenehm hätte enden können, in Wohlgefallen auf. Der brave Korano aber blieb den ganzen Tag verschwunden, ein Beweis dafür, daß er an der Sache mit der Tabakkiste wohl doch nicht so ganz unschuldig war.

Die Hauptnahrung war auch hier Sagobrei und Sagobrot, doch kriegten wir hin und wieder auch Kokosnüsse und Brotwurzeln (Ubi und Keladi). Man vertröstete mich auf die Zeit, wo das ganze Dorf mit mir in die Standquartiere ins Gebirge ziehen würde, nach Kufunduri, ihrem Hauptsitz. Jedes Mannes Angesicht ist wie verklärt, wenn er das Wort Kufunduri ausspricht. Das ist offenbar das Land, wo Milch und Honig fließt: Tradj¹ banyak² (viel Kokosnüsse), Guama¹ (Bananen), banyak, Tomuria¹ (Brotwurzel), banyak. In etwa drei Wochen soll es losgehen. Ins Gebirge ziehen sie sich während der Trockenzeit zurück. Während der Regenzeit halten sie sich lieber am unteren Flußlauf auf. Hier gibt es mehr Sago, und außerdem im Fluß sehr viel Fische, meistens Welse. Überall am Strande sah man Koste aus grünem Holz, auf denen sie ihre Fische räucherten. Wenn dann der Nordmonsum das Wasser des Meeres in den Fluß treibt, ziehen sich die Fische zurück, und dann wandern eben auch die Papuas ins Gebirge zurück. Auf dem ganzen Weg vom van Rees-Gebirge bis zu ihrer am weitesten meerrwärts gelegenen Niederlassung haben sie eine

¹ Koassawort. — ² malaiisch.

Reihe von Dörfern, die immer eine Tagereise voneinander entfernt liegen. Kommt man zum erstenmal in solch ein verlassenes Dorf, so ist es fast ganz ungezieferfrei, und zur Nachtzeit kommen auch verhältnismäßig nur wenig Mücken. Bald aber wimmeln alle Hütten von Schwaben, und auch bei den Mücken muß sich die Anwesenheit von Menschen herumgesprochen haben, denn wenn wir kaum drei Tage in einem Dorf waren, wurden wir nachts von wahren Schwärmen von Mücken überfallen, so daß ich auch mein Abendbrot bald unter dem Moskitoneß verzehren mußte. So üben die Leute durch ihren herumziehenden Lebenswandel eine gewisse primitive Hygiene aus. Sind sie lang genug in einem Dorf gewesen, so daß das Ungeziefer sich sehr stark hat vermehren können und den menschlichen Aufenthalt unerträglich macht, so ziehen sie zum nächsten Dorfe weiter. Oft genug haben sie mir gesagt: „Sobat (Gastfreund). Hier ist's ungemütlich. Es gibt zu viel Schwaben und Mücken, wir ziehen weiter, komm mit!“ Da wird die gesamte Fahrhabe auf die Boote geladen, besonders auch ein großer Feuerbrand nicht vergessen, und dann geht es los. Das Feuermachen ist nämlich eine ziemlich schwierige Angelegenheit. Die Koassas kennen zwar bereits die Sitte des Feuereschlagens, jeder hat im Ohrläppchen ein kleines Büchschchen aus Bambus stecken, in dem er Palmenbast als Zunder und ein Stückchen Eisen aufbewahrt. Durch Schlagen gegen das Büchschchen — der Bambus enthält viel Kieselsäure — gelingt es, einen Funken herauszulocken, der den Zunder zum Glimmen bringt.

Die Leute weiter stromaufwärts aber machten Feuer noch auf die alte mühsame Art mit Feuerbohrer und Feuerfäße. Da ist es kein Wunder, wenn man jeden Feuerbrand ängstlich hütet und dafür sorgt, daß das Herdfeuer nie verlöscht.

Während die Leute an der Küste aus Angst vor Zaubereien und Ehrfurcht vor dem Wori ihre Abfälle und Exkremente ängstlich vergraben, wird bei den Koassas alles in den Fluß geworfen. Sie behaupten, daß sie auch die Leichen Verstorbener einfach in den Fluß werfen, doch habe ich das nie gesehen. Jedenfalls aber haben sie vor den Toten die gleiche Angst wie die Küstenbewohner, denn sowie in einem Dorf einer gestorben ist, wandert sofort alles aus.

Auf ihren Reisen pflegen gewöhnlich die Männer für sich zu fahren und die Frauen für sich, wie denn überhaupt Männer- und Weibervirtschaft vollständig getrennt sind. Die Frauen bereiten den Sago und bearbeiten die Gärten, die Männer gehen auf die Jagd und faulenzten. Die Stellung der Frau ist bei allen Inlandstämmen sehr gut. Wenn einer Frau ihr Mann nicht gefällt, kann sie ihn einfach fortschicken, und dann kann der brave Mann sehen, wo er seinen Sago herbekommt. Daher werden die Frauen im allgemeinen auch ziemlich verwöhnt. Geschenke, die wir den Männern machten, wanderten oft genug in die Hände der Frauen, und auch von ihrer Jagd gaben die Männer den Frauen immer ein reichliches Teil ab. Namentlich die Kronentauben, die schönsten und schmackhaftesten Vögel Neuguineas, scheinen den Frauen vorbehalten zu sein. Es hat sich eben zwischen Mann

und Frau eine Art Tauschverkehr entwickelt. Die Frauen geben den Männern von den Früchten ihrer Arbeit ab, und dafür erhalten die Frauen ihren Anteil an der Jagdbeute. Nur kurze Zeit nach der Hochzeit leben Mann und Frau zusammen. Sie bauen sich im Walde eine primitive Hütte und verbringen dort ihre Flitterwochen, gerade wie auch bei uns die jungen Leute auf die Hochzeitsreise gehen. Wenn sie dann zurückkehren, baut der Mann seiner Frau ein Haus, und damit scheinen seine Hauptverpflichtungen erledigt zu sein. Die Frauenhäuser haben ringsherum Wände aus Bambus oder Betelholz und sind nur klein. Hier wohnen die verheirateten Frauen ganz allein. Die Kohabitation darf niemals im Hause stattfinden. Zu dem Zweck laufen die Leute in den Morgenstunden in den Wald. Auch wenn einer einem andern seine Frau wegnehmen will, muß er sie in den Wald entführen und sich sieben Tage dort verstecken. Wird er während dieser Zeit erwischt, bekommt er Prügel und muß die Frau wiedergeben.

Selbstverständlich gilt auch bei den Koassas jede Krankheit als das Werk böser Zauberer, und dann hilft nichts als djubi-djubi, makan, diapunja issi¹, Lotschlagen und Aufessen. Das Menschenfressen ist überhaupt durchaus gang und gäbe bei ihnen, und zwar werden Leute anderer Stämme, die man im Walde trifft, wenn man in der Mehrzahl ist, einfach totgeschlagen und verzehrt. Auch bei den sehr häufigen Fehden der einzelnen Dörfer miteinander wird

¹ malaiisch.

meistenteils das besiegte Dorf mit Kind und Regel aufgefressen. Raun, daß die jungen Weiber verschont werden. Überreste von Menschenmahlzeiten habe ich namentlich später im Innern oft genug gefunden. Im übrigen machten meine Gastfreunde auch gar keinen Hehl daraus, daß Menschenfleisch doch weit besser schmecke als Schwein und Kasuar. Sie beruhigten mich aber immer, daß ich nichts zu befürchten brauche, einen Weißen dürften sie nicht essen, weil dessen Seele dann einen zu großen Zauber machen und sich zu fürchterlich rächen würde. Übrigens bezeichneten sie meine Hautfarbe nicht als Weiß, sondern als Gelb. Für Schwarz und für Blau haben sie das gleiche Wort. Bezeichnungen für Rot und Grün kannten sie auch. Damit war aber ihr Farbensinn scheinbar erschöpft.

Die bevorzugte Farbe scheint weiß zu sein, wenigstens wurden weiße Glasperlen allgemein mehr begehrt als bunte. Wenn freilich einer von den besonders angesehenen Leuten mit roten oder blauen Perlen schnüren herum lief, wollten alle anderen plötzlich die gleichen haben. Neid ist ja auch auf dieser Kulturstufe bereits eine der wesentlichsten Triebfedern, wie denn ganz im allgemeinen gar nicht genug vor der Anschauung gewarnt werden kann, als ob die Wilden wirklich bessere Menschen wären. Wilde sind Kinder, und Kinder sind von Natur böse und egoistisch. Lüge, Betrug, Verleumdungen sind dort genau so stark vertreten wie bei uns. Nur fällt das Mäntelchen der Wohlansständigkeit und Edelmütigkeit, mit dem sich der Kultur Mensch so gern behängt, eben fort. Man ist

ganz naiv böse, und keiner erwartet etwas anderes von seinem „Nächsten“. Fand Naumara, daß ich dem Korano zuviel Dinge schenkte, die er selber gern gehabt hätte, dann hegte er erst bei mir gegen seinen Stammesgenossen, und wenn er damit nicht genug Erfolg hatte, dann hegte er wiederum bei dem Korano gegen mich. Der Begriff der Bindung durch ein Versprechen ist ihnen völlig fremd. Böses Gewissen ist ein Ding, das sie sich noch nicht angezuehtet haben. Die gleiche Ungebundenheit und Unbekümmertheit herrscht auch in sexueller Beziehung. Auch hier ist erlaubt, was gefällt, und Perversitäten, von denen sich bei uns jeder mit Abscheu wegwendet, sind dort die natürlichste Sache von der Welt. Schon kleine Kinder sprechen sachverständig über sexuelle Dinge, und das Männerhaus ist oft genug die Stätte übelster Ausschweifungen. Mit der Moral der Frauen scheint es etwas besser zu stehen. Die Frau ist eben ein großes Wertobjekt und wird von den Angehörigen darum ängstlich gehütet. Man muß sehr viel Tabak und Tuch und Schmucksachen und Schweine zahlen, wenn man eine Frau heiraten will. Recht und Gesetz, Moral und Sittlichkeit sind eben am gleichen Tage geboren wie das erste Eigentum. Sitten und Gebräuche mögen schon vorher bestanden haben, aber bevor es Besitz gab war die Menschheit noch „jenseits von Gut und Böse!“

Der Mawafluß

Einige hundert Meter hinter dem Dorf hatte ich einen großen Nebenfluß entdeckt und beschloß, ihn zu erkunden. Wir wunderten uns, daß die Fahrt so flott vonstattenging. Während ich im Mamberamo höchstens 15 Kilometer pro Tag hatte machen können, kamen wir hier mit mehr als doppelter Geschwindigkeit voran. Wir fanden bald des Rätsels Lösung. Es war gar kein Seitenfluß, sondern ein Seitenarm des Mamberamo. Wir fuhren also stromabwärts, und da war es kein Wunder, daß es so rasch ging. Niedrige Hügelzüge begleiteten den Fluß auf dem linken Ufer, während das rechte Ufer mit stammlosen Nipapalmen und Zuckerrohr bestanden war. Dahinter stand prächtiger Wald. In den Kronen der Bäume lärnten Papageien, die die Farben des Urwaldes, Rot, Grün, Blau und Gelb in allen Zusammensetzungen und Abstufungen trugen, herrliche Grünedelpapageien (*Electus pectoralis*), Loris, Rotkappenpapageien und andere mehr. Einer von ihnen mit rotem Bauch und Kopf und grünem Rücken erwies sich später als neue Art und wurde von seinem Bestimmer, Professor Reichenow, mir zu Ehren *Aprosmictus moszkowskii* genannt.

Sonst war die Fahrt ziemlich eintönig. Kein Dorf, kein Haus stand an den Ufern des Mawaflusses, wie die Eingeborenen ihn nannten. Gegen Abend hörten wir die Brandung, und bald war die Mündung ins Meer erreicht. Als wir nun aber abkochen wollten, war das Wasser vollkommen salzhaltig, und nirgends war Süßwasser zu finden. So schlechten Lee wie den Meerwassertee dort habe ich zeit meines Lebens noch nicht getrunken. Vor der Mündung des Flusses lag eine große Barre. Der Strand bestand aus demselben kohlschwarzen Sand, wie wir ihn überall am Mamberamo gefunden haben. Von Strandvögeln trafen wir einen Strandläufer (*Tringoides hypoleucus*) und einen sehr merkwürdig aussehenden Strandreiter (*Himantopus leucocephalus*) an. Sonst nur Wildschweine, nirgends aber Menschen, nirgends auch süßes Wasser. Wir mußten daher bald umkehren und brauchten jetzt stromaufwärts natürlich doppelt soviel Zeit als bei der Talfahrt. Kurz vor seiner Mündung ins Meer bildet der Fluß ein großes Becken mit zahlreichen Inseln. Hier hingen in den hohen Bäumen Tausende und aber Tausende von Kalongs (*Pteropus papuanus*), die offenbar in der Paarung waren und mit ihrem furchtbaren Moschusgestank die Luft weithin verpesteten. Wie reife Pflaumen hingen sie in den Bäumen, die Köpfe abwärts, schlafend. Als ich in einen solchen Baum hineinschoß, fielen einige Tiere getroffen herab, die anderen blieben ruhig hängen und schliefen weiter. Bald brach die Nacht an, und wir hatten noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt. Unsere Mundvorräte waren zur Neige gegangen, und der Schrecken Neu-

guineas, der Hunger, machte sich geltend. Wir hatten nichts mehr zu essen als etwas Suppe und Tee. Zu allem Unglück fielen noch meine Streichhölzer ins Wasser, so daß wir nicht einmal Feuer machen konnten. Es war nur gut, daß ich ein paar Papuas mitgenommen hatte, die uns, als wir auf einer Sandbank unser Nachtquartier aufgeschlagen hatten, Sagomark und ein paar Nipafrüchte aus dem Walde holten. Außerdem brachten sie noch eine Handvoll Käfermaden mit, die sie mit sichtlichem Behagen und lautem Schmaßen verzehrten. Am nächsten Morgen schoß ich ein paar Papageien und machte dann einen großen Zauber, um Feuer zu erhalten. Ich drehte mir eine Zigarette, schraubte die Frontlinse von meinem Feldstecher ab, benutzte sie als Brennglas und steckte mir so die Zigarette an. Die wurde dann mit etwas Stroh und Palmenbast umwickelt, und auf diese Weise Feuer gemacht. Damit begründete ich meinen Ruf als großer Zauberer. Ich werde nie die verblüfften Gesichter der beiden Papuas bei meinem Tun vergessen. Noch einen ganzen Tag mußten wir rudern, bis wir in tiefer Nacht endlich wieder in den Mamberamo kamen. In Bonoi, dem Kopffägerdorf, in dem Merongais Feinde wohnten, verbrachten wir den Rest der Nacht. Uns war eine Hütte eingeräumt worden, und die Bonoileute saßen an großen Feuern um uns herum, schwägten und räuchernten Fische. In den Hütten hingen in der Lat vier oder fünf geräucherte Menschenschädel. Im Koassadorf, das wir gegen 11 Uhr vormittags erreichten, war alles ausgeflogen. Nur die beiden Söhne des Korano und

ein paar Frauen waren noch da. Nach einem Kasttag ruderten auch wir stromaufwärts und trafen bald unsere schwarzen Freunde wieder.

Mit einigen von ihnen machten wir einen Jagdausflug landeinwärts. Sie waren zum Teil vorzügliche Jäger. Jeden Vogel erkannten sie am Gesang und konnten ihn locken. Auf die stacheligen Pandanusbäume, die ich nicht anzufassen wagte, kletterten sie hinauf wie die Affen. Durch die hohen Stelzwurzeln kriechen und winden sie sich geräuschlos hindurch, um das Wild zu beschleichen. Unterholz gibt es hier so gut wie gar nicht, aber Rotangfäden, die von oben herunterhängen und sich mit ihren Stacheln jezt am Hut, jezt am Rock und jezt gar im Ohre verfangen und einen festhalten. Der dicke Sohn des Korano geriet in ein Nest schwarzer Wespen, vor denen er laut schreiend zum Fluß flüchtete, wo er sich kopfüber ins Wasser stürzte. Unter anderen hatten wir einen großen weißen Kakadu geschossen. Wie wir nun ins Dorf kommen, springt auf einmal einer der Papuas namens Eneme auf mich zu, nimmt mir den mitgebrachten Kakadu aus der Hand und reißt ihm die gelbe Holle, die er auf dem Kopf trägt, ab. Ich war natürlich furchtbar böse, was aber meine Jagdgenossen wenig rührte. Eneme war verschwunden, und die übrigen lachten mich aus. Was sollte ich da machen? Im Grunde war mir ja ganz recht geschehen, denn Eneme mußte unbedingt etwas tun, um den bösen Zauber zu brechen, der über ihm hing. Ich hatte ihn nämlich einige Tage vorher beschwagt, er solle sich seinen Kopfschmuck mit den

eingedrehten Rotangschnüren von mir abschneiden lassen. Lange weigerte er sich, konnte aber dann einem Militärgürtel, einem prächtigen roten Tuch und einer alten Reisemütze von mir nicht widerstehen. Rasch schnitt ihm mein Begleiter Niggenbach die Frisur ab. Kaum aber war die in meiner Kiste verschwunden, packten ihn blasse Furcht und bittere Reue. Am ganzen Körper zitternd bat er in rührendem Tone, ihm seine Haare wiederzugeben. Er legte auch die Geschenke, die ich ihm gegeben hatte, wieder hin, überwachte ängstlich alle unsere Bewegungen und hockte sich schließlich neben die Kiste, in der sein Haupthaar verstaut lag. Als alles nichts half, fing er an, gottslästerlich zu schimpfen und zu drohen und die andern gegen mich aufzuheizen. Die Situation begann kritisch zu werden, als glücklicherweise der Korano erschien und durch eine Stange Tabak für mich gewonnen, den aufgeregten Knaben mit ein paar Worten beruhigte. Ich habe natürlich nicht verstanden, was er ihm gesagt hat, nehme aber an, daß er ihn im wesentlichen auf unsere große Dummheit verwiesen hat. Vermutlich sollte das Abreißen der Federholle des Kakadus einen Gegenzauber darstellen nach dem Grundsatz: Aug' um Auge, Haar um Haar.

Der Fluß bildete noch einige weitere Inseln. Hinter diesen änderten sich die gesamten meteorologischen und Bodenverhältnisse abermals. Prächtiger Galeriewald umsäumt die Ufer, mit Schlinggewächsen wie mit einem Vorhang so dicht verhängen, daß man keine zwei Meter weit hineinschauen kann. Die Wasservögel sind verschwunden, dafür wimmelt es

von Tauben aller Art. Besonders die blaue Kronentaube (*Goura victoria*) mit dem herrlichen Kopfschmuck ist in großen Mengen zu finden. Von weither schallt der Lockruf des brünstigen Läuberrichs der großen Fruchttaube (*Carpophaga mulleri*): gurrurru — gurrurru — gurrurru — durch den Wald. In die Farbe sonnendurchglühten Himmels gewandete Eisvögel schießen pfeilschnell über das Wasser. Auf den Uferbäumen sitzen ihre nicht weniger schönen Artverwandten aus dem Geschlecht der Lieste: *Halcyon sancta*, der Götzenliest, und *Tamysiptera mikrorhynchus*, der Nymphenliest. Überall sieht man die Spuren von Schwein und Kasuar, aber nicht für viel Geld sind die Papuas dazu zu bewegen, eine Schweine- oder Kasuarjagd mit uns zu veranstalten. „Es geht nicht, Sobat, die Hunde taugen nichts, unsere Pfeile sind stumpf, die Frauen wollen uns keine Hunde geben.“ So hatten sie jeden Tag eine andere Ausrede. Ohne Hund aber ist es ganz unmöglich, in den dichten Urwäldern auf Schwein oder Kasuar zu jagen. Die Papuahunde können zwar noch nicht bellen wie unsere, haben aber doch schon verschiedene Laute, wenn sie das Wild auffstöbern, wenn sie es treiben und wenn sie es gestellt haben. Die Papuas brauchen also nur den lautgebenden Hunden zu folgen, um zu ihrem Braten zu gelangen. Das gestellte Wild wird aus nächster Nähe mit den mannslangen Pfeilen erschossen. Jetzt aber müssen die Hunde sofort mit Steinwürfen und Fußritten verjagt werden, weil sie sonst unweigerlich das Wild auffressen würden. Und dann ist es furchtbar schwer, die Hunde wieder einzufangen,

die nun ihre Freiheit gründlich ausnutzen und auf eigene Faust Kleintier im Walde jagen. Stundenlang rudern die Leute am Ufer hin und her und locken ihre Köter, die merkwürdigerweise keine Namen haben. Der Lockruf ist Mari-es-es-es-es. Die Koassas selbst schmauften den ganzen Tag Schweine- und Kasuarfleisch. Dafür verscheuchten sie mir aber, wie gesagt, verschiedentlich Tiere, die ich auf eigene Faust beschließen hatte, und da half kein Schimpfen, kein Drohen und kein Bestechungsversuch. Schließlich hatten sie aber einen guten Grund, sich die Tiere nicht vorzeitig zu vergrämen, denn das große Männerhausfest stand vor der Tür.

Das Männerhaus ist einer jener Geheimbünde, wie sie die Jungmannschaft aller Völker und aller Zeiten so sehr lieben. Die Gründung von Geheimgesellschaften ist ja auch noch in unseren Tagen ein Vorrecht der waffenfähigen Jugend, die Lust an solchen Bünden kann geradezu als Pubertätszeichen angesehen werden. In Sitten und Gebräuchen, in Zielen und Zwecken ist zwischen dem Männerhaus in Neuguinea und etwa dem Ku-Kur-Klan in den großen amerikanischen Städten kaum ein Unterschied. Angstlich wird das Männerhaus vor Kindern und Frauen gehütet. Keine Frau darf es betreten oder die geheiligten Bambusflöten, deren Musik das Männerhausfest einleiten, sehen. Sonst braust der Fluß auf und verschlingt alles Lebende in seinen Fluten. Eines Morgens in Kukunduri wurde ich vor Sonnenaufgang von einer seltsamen Musik geweckt. Als ich neugierig aus meiner Hütte trat, sah ich drei Männer,

die unter seltsamen Verrenkungen (s. Abb. 6) auf langen Bambusrohren eine eintönige Melodie bliesen. Sie konnten den Instrumenten nur zwei Töne entlocken, die etwa um eine Quint auseinanderlagen. Vor dem Gebrauch müssen diese langen Flöten angewärmt



Abb. 6. Assara blasende Koassas bei Beginn des Männerhausfestes

werden. Drum nennt man den Beginn des Männerhausfestes assara morissetai (die Flöten anwärmen). Dann werden alle Knaben, die neu ins Männerhaus aufgenommen werden sollen, in eine Hütte geführt, wo sie eine geraume Zeit verweilen müssen. Von irgendwelchen Prüfungen, die ihnen dort auferlegt werden, wie das von ähnlichen Festen aus Australien

berichtet wird, habe ich nichts gesehen. Doch behauptete mein Freund Naumara, daß dort ganz furchtbare Dinge mit den Knaben gemacht würden. Wenn sie dann aus der dunklen Hütte herausgeführt werden, sind sie blind und können den Geist des Männerhauses noch nicht sehen. Erst wenn die assaras von neuem ertönen, und einige der alten Männer den Knaben die Hand auf die Augen legen, werden sie sehend und sind nun vollwertige Mitglieder des Männerhauses. Dann folgt ein großes Festessen, bei dem nur Schwein und Kasuar gegessen werden dürfen. Das Fest dauert ein bis zwei Tage, je nachdem der Vorrat an Wildbret reicht. Zum Schluß werden die Knochen gespalten, das Mark ausgelöffelt, und dann die Knochen ins Feuer geworfen. Die Frauen müssen während dieser Zeit sich im Walde aufhalten. Wir selbst durften dem Fest aus der Ferne beiwohnen. Das Männerhaus in Kufunduri (die Kanuvari) steht in der Mitte des Ortes. Der Platz rings herum ist sauber gefegt und mit schönen alten Kokosbäumen bepflanzt. Das Gebäude ist etwa 20 m lang und 10 m breit, das Dach reicht an den Breitseiten bis zur Erde, die Schmalseiten sind mit Brettern verschlagen, an einer der Schmalseiten befindet sich eine 1,20 m hohe und 50–60 cm breite Tür. Innen ist das Haus in der Mitte 4 m hoch, an der einen Breitseite befinden sich zwei Herde und drei Schlafplätze. An vielen Orten ist das Männerhaus mit künstlerischen Schnitzereien verziert, besonders die Pfeiler sind oft prächtig geschnitten. Die Motive sind fast immer außerordentlich obszön. Das Männerhaus in Manokuari, jetzt der

Sitz des Assistentenpräsidenten, war in dieser Hinsicht berühmt oder vielmehr berüchtigt. Es ist jetzt abgebrochen, die Pfeiler befinden sich, vor profanen Augen geschützt, in irgendeinem Speicher in Leiden.

Bei den Koassas, noch mehr aber bei ihren Nachbarn, den Borumessus, die ich später besuchte, war die Organisation des Männerhauses noch sehr straff. Die jungen Leute mußten den älteren gehorchen, daß es eine Freude war. Stammeshäuptlinge oder Adel gibt es ja dort noch nicht, aber jeder von den jüngeren Leuten hatte unter den älteren und angeseheneren einen Patron, mit dem ihn ähnliche Beziehungen verbunden wie den Leibfuchs mit seinem Leibburschen in unseren studentischen Korporationen. Auch sonst wird der Mangel an Recht und Gesetz durch einen streng eingehaltenen Kommt ersetzt. Wie zum Beispiel bei uns ein rechter Bursch keine Milch trinken würde, so gilt es schon bei den Borumessus und noch mehr bei allen Stämmen weiter im Inland für schimpflich, Sagobrei zu essen. Nur Schwein und Kasuar sind die echte und rechte Männerspeise. Als Jägervolk haben sie auch ganz bestimmte Jagdgebrauche. Es wird ja immer gemeinsam gejagt und die Jagdbeute auch gemeinsam verzehrt. Dem, der den Fangschuß abgibt, gebührt das Lendenstück, dem, der das Wild ins Boot trägt, der Kopf. Das Wild wird dann ausgenommen, Haare oder Federn notdürftig abgesengt und das Fleisch auf großen Kosten aus grünem Holze geräuchert; Kleinwild, Vögel, Baumratten und Känguruhs werden einfach ins Feuer geworfen und halb verkohlt verzehrt.

Für die Art, wie die Papuas ihren Kommt auf-
fassen, spricht ein drolliges Erlebnis, das ich einmal
bei den Vorumessus hatte. Ich war in einem ihrer
Dörfer zu Gast, zugleich mit mehreren Koassas. Da
kam auf einmal Besuch von einem weiter im Innern
wohnenden Stamm. Die Leute waren zwar in den
Augen meiner Gastfreunde ziemliche „Barbaren“,
weil sie weder Brustgehänge noch Nasengabeln trug-
en. Da sie aber in ziemlicher Anzahl erschienen, war
es doch ratsam, sie freundschaftlich aufzunehmen.
Zuerst kamen nur drei der Fremdlinge an Land, legten
Bogen und Pfeil auf die Erde und warteten mit ver-
schränkten Armen am Ufer die Entwicklung der Dinge
ab. Nun gingen drei Vorumessus auf sie zu, legten
ebenfalls Bogen und Pfeil auf die Erde. Dann nah-
men immer je zwei von dem einen Stamme einen von
dem anderen in die Mitte, legten ihm die Arme um den
Hals und begannen mit lauten, rauhen Tönen unter
heftigen Gesten eine Zwiesprache, die ich leider nicht
verstand, die aber ganz sicher eine ganz bestimmte fest-
stehende Formel des Friedensschlusses darstellte.
Daran schloß sich eine Schweinejagd und ein gemein-
sames Festessen. Man hatte den Eindruck, als ob hier
ein zum mindesten ewiger Friede geschlossen worden
war. Am nächsten Tage reiste ich weiter. Da kam mir
auf einmal Abusso, der größte Elegant seines Stam-
mes, in sichtlich ramponiertem Zustand und ziemlich
aufgelöst entgegen. Die Gastfreunde hatten ihn allein
im Walde getroffen, und da sie zu viere waren,
späteshalber ein Treibjagd auf ihn veranstaltet, um
sich ein kleines Frühstück zu verschaffen. Im Dorfe

also wurde der beschworene „Burgfriede“ peinlich ge-
halten; draußen in freier Wildbahn aber war der
Gastfreund von gestern einfach Freiwild!

Auf einmal verbreitete sich die Nachricht, daß Me-
rongai, der als großer Zauberer auch den Koassas wohl
bekannt war — weiter ins Innere bis zu den Voru-
messus wagte er sich ja nicht —, im Anmarsch sei. Und
wirklich, den nächsten Tag, als ich von der Jagd ins
Dorf komme, wen sehe ich? Merongai, in einem schö-
nen großen Boote mit einer weißen Jacke und einem
schwarzen steifen Hut. Der Kerl sah urkomisch aus,
fühlte sich aber offenbar außerordentlich würdig und
vornehm. In dem Boote, das die holländische Flagge
führte, saßen noch ein paar verwegen aussehende Ge-
stalten in malaiischer Tracht, aber offensichtlich von
papuanischem Typus. Ein hübscher kleiner Kerl
kommt an Land und zeigt mir eine Rolle, auf der ihm
von der holländischen Regierung bestätigt wird, daß
er „Kapitain laut“ (Seekapitän) ist. Bald kommt ein
zweites, ebenso großes Boot, ebenfalls mit der hollän-
dischen Flagge. Ein finster blickender, nicht gerade
sehr vertrauenerweckender älterer Mann mit Schnurr-
bart stellt sich mir als Korano von Mookmer (der
Hauptplatz einer der nördlich vom Mamberamo liegen-
den Inseln, Bial) vor. Er behauptete, daß er vom
Assistentenresidenten von Manokuari den Auftrag er-
halten habe, mich an die Küste zu bringen. Der Assi-
stentresident wolle in einigen Tagen mit seinem
Dampfer selber kommen, um mich zu besuchen. Me-
rongai bestätigte diesen Bericht mit ernster Miene.
Da ich sowieso den deutschen Dampfer, der auf der

Rückreise von Rabaul meine Ausbeute der ersten Monate abholen sollte, um diese Zeit erwartete, erklärte ich mich bereit, mit dem Korano mitzufahren. Mein Begleiter Riggerbach blieb mit drei Leuten bei den Koassas, ich sollte am nächsten Tage mit den Mockmerleuten und zwei meiner Jungen zur Küste fahren.

Ans Land trauten sich die Mockmerleute nicht, aber die Koassas kamen zu ihnen in die Boote und bald hatte sich ein großes Tauschen entwickelt. Die Mockmerleute hatten keinerlei Proviant bei sich und hatten erwartet, von den Koassas eingeladen und bewirtet zu werden, aber die dachten gar nicht daran. Jede Banane, jede Ubiwurzel, jede Kokosnuß ließen sie sich schwer mit Tabak, Muscheln oder Glasperlen bezahlen. Am Abend saßen alle Koassas um mich herum und tranken — Tee, und zwar mit Begeisterung. Die Leute sind sehr sangesfreudig und durchaus musikalisch. Alle Verrichtungen begleiten sie mit Gesang. Jedesmal wenn ich mich einem Dorfe näherte, wurde ich mit einer ganz bestimmten Melodie angemeldet und begrüßt. Auch heute abend wurde der Abschied mit Gesang gefeiert. Erst sangen die Mockmerleute in ihren Booten ein schwermütiges Lied, wahrscheinlich einen Seemannsgesang. Dann antworteten die Koassas mit einem Lied von der Sintflut. Einer begann, dann fielen die anderen ein und so immer bei jeder neuen Strophe. Das aber ist der Text des Liedes, das sie mit schönen Stimmen und lebhaftem Rhythmus vortrugen: Vor alten Zeiten gab es keine Frauen. Oben auf dem Naumoniberge (im van Rees-

Gebirge) lebte nur ein Mann. Wenn er Kinder haben wollte, pflanzte er eine Sagopalme, und aus deren Früchten wurden Männer. Da kam eines Tages von weit her eine Frau. Die heiratet der Mann und hatte ein Kind mit ihr. Er war aber ein großer Jäger und ging alle Tage auf die Jagd und schoß die nannissid (Schweine) und die kamas (Kasuar) und die marissi (Kronentaube) und die raurau (Känguruh). Da erzürmten die Tiere und beschloßen, sich zu rächen. Als der Mann nun wieder auf der Jagd war, kamen die Tiere alle vor sein Haus. Drinnen schlief die Frau mit dem Kinde an der Brust. Der größte Kasuar aber durchbohrte das Kind mit dem Schnabel, daß es tot war, packte die Frau am Gürtel und entführte sie. Kam der Mann nach Hause und rief nach seiner Frau. Als er sie nicht fand, wurde er sehr traurig, schloß sein Steinbeil und ging die Frau zu suchen. Sein Hund Nekar begleitete ihn. Als er zu dem kleinen Flüßchen Barudja kam, hörte er das Klagen und Jammern seiner Frau und das Trommeln und Tanzen der Tiere, die ein Freudenfest feierten. Der große Kasuar hielt die Frau am Gürtel und tanzte mit ihr. Unten am Fluß aber standen die Kauraus und tranken. Auf die stürzte sich der Hund mit lautem Gebell. Sagten die Kauraus, was bellst du so, wir sind doch Freunde. Schöne Freunde, sagte der Hund, ich werde euch alle fressen. Und fraß sie alle auf, bis er dick und voll war. Dann soff er am Fluß und ging nach Hause schlafen. War der Mann nun ganz allein. Da legte er seinen Pfeil auf die Sehne, spannte den Bogen ganz weit und traf den großen Kasuar mitten aufs Blatt.

Der fiel um und war tot. Der Mamberamo aber führte Hochwasser und drang in alle seine kleinen Nebenflüsse ein (man kann das in der That öfters während der Regenzeit beobachten). Nur in den Barudja konnte er nicht eindringen, weil da quer vor der Mündung ein dicker Baumstamm lag, den die Tiere mit einer Liane festgebunden hatten. Der Mann aber nahm sein Beil und hieb die Liane durch. Nun konnte der Strom auch hier eindringen und alles überschwemmen. Der Mann setzte sich in sein Boot und fuhr mit seiner Frau nach Hause. Die Flut aber stieg höher und höher, und alle Schweine und alle Kasuare und alle Kronentauben und alle Kauraus mußten ertrinken, nur ein Tier von jeder Sorte konnte sich auf dem Berg Vanessi (auch im van Rees-Gebirge) retten, und von denen stammen alle heute lebenden Tiere ab. Zwischen den Hunden und den Känguruhs aber herrscht seit dieser Zeit Todfeindschaft.

Alle Phasen dieser Erzählung wurden mit ausdrucksvollen Bewegungen und Gebärden begleitet und erläutert, die Stimmen der Tiere wurden nachgemacht, das Schwirren des Pfeiles, das Rauschen des Wassers durch den Gesang angedeutet.

Bei den Seeräubern von Mockmer

In rascher Fahrt fuhren wir am nächsten Tag stromabwärts nach meinem ersten Depot an der Mündung des Flusses. Der Nordmonsum hatte inzwischen eingesezt, und das Salzwasser weit ins Innere flußaufwärts getrieben. Bis nach Pauwi hin, also bis über das Ende der Mangrovenzone hinaus, war das Wasser salzig und ungenießbar. Ein paar von den Mockmerleuten waren zu mir ins Boot gekommen und halfen rudern. Prächtige Ruderer waren das, denen man die Übung anmerkte. Sie sahen viel sauberer und gepflegter aus als alle Papuas, die ich bisher getroffen hatte. Auf dem Haupte trugen sie die gleiche mächtige Mähne, wie ich sie auch sonst an der Küste gefunden habe, aber im Gegensatz zu den Küstenbewohnern oft Schnurrbärte und manchmal selbst eine Fliege unter der Unterlippe. Ihre Hautfarbe war sehr hell, bisweilen direkt rötlich, alle Körperhaare waren sorgfältig entfernt, und fast nie habe ich bei den Inselleuten die scheußlichen Ausschläge und Hautkrankheiten gesehen, wie bei den eigentlichen Wilden. Amos, der „Kapitain laut“, führte mein Schiff und erzählte mir während der Fahrt

allerhand von den Gebräuchen und dem Glauben seiner Heimat.

Die Welt geschaffen hat Mangossi. Er sitzt in der Sonne, ist aber merkwürdigerweise auch der Gott, zu dem die Toten eingehen. Viel Wesens machen sie von ihm nicht. Ihre große Göttin ist Bimbajo. Der Vollmond ist ihr Kopf, der Halbmond ihr Boot und der Abendstern ihr Hund. Mit allen seinen Wünschen und Anliegen muß man sich an diese Göttin wenden. Wenn der Vollmond aufgeht, hebt man die Hände und ruft: „Bimbajo orania naperiendo, enieiba jakoimbar!“ Bimbajo, uns gib das Gute, dem Hunde das Schlechte. Auch bevor sie den Sago schlägt, betet die Papuafrau: Bimbajo, gib uns den Sago, die Abfälle deinem Hunde. In den Vollmondnächten des Julis, zur Zeit der „großen Ebbe“, wird ihr Fest gefeiert, ein richtiges Neujahrsfest, denn das Jahr rechnet von Trockenheit zu Trockenheit. Dann liegen alle Sandbänke an der Nordküste Neuguineas trocken, und auf allen Sandbänken wird getanzt. In diesen Nächten, bei diesen Tänzen bittet man Bimbajo um alles, was man wünscht: um Schweine und Kasuare, um Menschenköpfe und Glück beim Handel und Seeraub, um schöne Frauen, und was das Herz sich sonst noch begehrt. Auch die Amulette werden in diesen Tagen geweiht. Denn das ist die Gnadenzeit der Papuas, in der Bimbajo besonders gütig gestimmt ist, weil es die Zeit ihrer Hochzeit mit Mangossi ist. Diese Amulette sind etwa 10 cm lange geschnitzte Stäbe aus Holz, Knochen oder Muschelschalen, die an einer Schnur um den Hals getragen

werden, meist auf dem Rücken, weil ja die bösen Geister, genau wie die bösen Menschen, von hinten anzugreifen pflegen. Ihre Kraft aber erhalten sie durch die Weihe bei den heiligen Tänzen zur Vollmondzeit. Und nun war wieder Juli, und der Mond mußte in den nächsten Tagen voll werden.

Als ich zur Küste kam, wimmelte es dort nur so von Menschen. Von allen Inseln waren sie gekommen in mächtigen, seegehenden Schiffen mit großen Segeln und zwei Auslegern. Angehörige von mindestens acht verschiedenen Stämmen hatten sich hier versammelt, um ihr Fest zu feiern. Ich war etwas erstaut und, offen gesagt, auch etwas beunruhigt über die große Zahl. Merongai suchte mich zu beruhigen. Es wären doch in letzter Zeit so viel Europäer zum Mamberamo gekommen, aber nur ich wäre nicht krank geworden, und ich hätte doch auch so viele Leute geheilt, die sonst sicher gestorben wären — kurz und gut, die Leute glaubten, ich wäre der Manferen Koreri und jetzt am Vollmondstag würde nun die große Häutung vor sich gehen, und darum wären all die Leute von weit her gekommen. Erst fühlte ich mich natürlich recht geschmeichelt, denn schließlich alle Tage wird man doch nicht lieber Gott, dann aber merkte ich bald, daß da irgend etwas faul war. Einmal sollte der Assistentresident mich zur Küste haben bitten lassen, dann sollte ich der Manferen Koreri sein; da war doch etwas nicht in Ordnung. Von einem holländischen Dampfer war natürlich nichts zu sehen, meinen diesbezüglichen Fragen wich Merongai sehr geschickt aus — kurz, die Sache war mehr als bedenklich. Auch das Benehmen

einzelner Leute gefiel mir gar nicht. Manche, so zum Beispiel der Korano von Kaipuri, ein Schwager von Merongai, waren so unverschämt und aufdringlich, daß ich mich ihrer nur mit Mühe erwehren konnte. Alles, was er sah, wollte er geschenkt haben, mit frecher Miene verlangte er sogar ein Gewehr von mir, freilich versprach er mir dafür, er wolle mich an die Quellen des Mamberamo begleiten und acht von seinen Leuten mitnehmen. Schließlich wurde es mir zu dumm, und ich jagte die ganze Gesellschaft, mit Bedeutung auf meine Flinte klopfend, aus meinem Lager. Nach und nach kam es mir zum Bewußtsein, daß ich in eine recht plumpe Falle gegangen war. Offenbar hatte Merongai seinen Freunden auf den Inseln von unerhörten Reichtümern erzählt, die ich besäße, und daß ich auf der anderen Seite nur eine lächerlich kleine Zahl von Begleitern hätte. Das übrige kann man sich leicht denken. Durch eine gemeine Lüge sollte ich an die Küste gelockt und gelegentlich des Festes, das sowieso eine Menge Krieger herbeigeführt hatte, mit Übermacht überfallen, erschlagen und beraubt werden. Der erste Teil des hübschen Planes war ja nur zu gut gelungen, bei der Ausführung des zweiten Theiles beschloß ich jedoch, auch noch ein kräftiges Wörtchen mitzureden. Meinen beiden Mannen, zwei Sumatramalaien, die mich schon auf meiner Reise durch Sumatra begleitet hatten, schärfte ich äußerste Vorsicht ein; alle drei legten wir die scharf geladenen Büchsen nicht aus der Hand. Schlafen durfte immer nur einer, während die beiden anderen wachten. Es verging ein Tag und ein zweiter, ohne daß

sich etwas ereignet hätte, allerdings ließ sich auch kein Papua bei mir sehen, was natürlich erst recht verdächtig war. Um den Leuten zu Gemüthe zu führen, daß ein Angriff auf mich für sie immerhin mit erheblichen Gefahren verbunden sein würde, ließ ich meine Büchse öfters knallen, schoß auch ein auf dem gegenüberliegenden Ufer sich sonnendes Krokodil, als ich sie drüben lärmen hörte, spähte aber doch immer wieder und wieder auf das weite Meer hinaus, ob sich nirgends eine Rauchfahne zeigte, denn die „Manila“ mußte ja verabredungsgemäß in diesen Tagen kommen. Da, am Abend des zweiten Tages, als eben der Mond in seiner ganzen Herrlichkeit aufgegangen war, hörte ich stromaufwärts lauten, feierlichen Gesang. Von zahlreichen Ruderern getrieben glitt die große Seeprau der Mockmerleute fast lautlos heran. Dem Rahne entstiegen festlich geschmückte Krieger, alle ohne Waffen. Blendend weiß sind ihre Lendengürtel, weiße Binden haben sie auch um die Oberarme gewickelt, einer hat sich das ganze Haupthaar mit weißen Kasuarfedern besteckt. Amos, der „Kapitän laut“, tritt auf mich zu und bittet höflich um die Erlaubnis, auf meiner Sandbank vor meinem Haus tanzen zu dürfen. Natürlich sage ich nicht nein. Schon werden große Feuer am Strande entzündet. Um die Feuer gruppieren sich die Zuschauer. In die Mitte setzt sich ein Mann mit einem Gong. Die Mockmerleute faßten sich nun zu zweien an den Händen und gingen zuerst mit langsamen, feierlichen Schritten, laut singend, aber nicht im Takt schreitend, um die Feuer. Nach und nach wird der Tanz rascher, von Zeit zu Zeit verfiel einer oder der

andere in Lauffschritt, schlug mit den Füßen nach hinten aus, pffiff auch wohl oder stieß zischende Laute zwischen den Zähnen hervor. Ich hatte mich mit meiner kleinen Garde in den Schatten des Hauses gestellt und sah dem Schauspiel, das wirklich recht geschickt und effektiv aufgemacht war, aufmerksam zu. Auf einmal steht Merongai, den ich bis dahin gar nicht gesehen hatte, neben mir. Ohne gefragt zu werden, erzählt er mir mit auffälliger Besessenheit, daß man mich nur deshalb nicht besucht hätte, weil die Leute jetzt alle Nächte getanzt und bei Tage geschlafen hätten. Da kam mir auf einmal ein guter Gedanke. Ich schickte Merongai zu dem Korano und lud ihn ein, jetzt eine Tanzpause eintreten zu lassen und einen Imbiß einnehmen zu wollen. Bereitwillig kam er meiner Einladung nach. Ich ließ den Leuten Reis und Erbsen auftischen, dem Korano und Merongai opferte ich sogar eine Büchse eingemachter Früchte. Während die Leute schmauften, stellte ich meine große Kamera auf und machte alles zu einer Blitzlichtaufnahme fertig.

Nach etwa einer Stunde ging der Tanz von neuem los. Bald wurde er aufgeregter und wilder. Alle Paare verfielen in Lauffschritt, manchmal traten einzelne aus, um auszuruhen, andere traten wieder ein. Nur Amos und der Mann mit den weißen Federn im Haar schienen unermüdet. Wenn der Gesang einmal für einen Augenblick verstummte, fing sofort einer von den beiden wieder an, und gleich fielen dann auch die übrigen ein. Die Leute hatten auf einmal alle Stöcke in den äußeren Händen. Manche tanzten jetzt zu dritt.

Bald ist alles in wildem Lauf rund um die Feuer begriffen, die Oberkörper nach vorne gebeugt, die Knie gebogen, elastisch in den Sprunggelenken federnd, nach hinten ausschlagend. Von Zeit zu Zeit tanzt ein Paar einen kurzen Rundtanz ungefähr im Volksschritt, einer von den vordersten Tänzern tanzt wohl auch rückwärts. Da sie keine Trommeln haben, ergreifen sie herumliegende Klöben weichen Holzes und schlagen den Takt darauf. Immer wilder und wilder wird der Tanz, immer rauher und heiserer der Gesang. Die Massen sind förmlich berauscht. Ich habe das Gefühl, daß der psychologische Augenblick nunmehr gekommen ist. Da steht der Korano plötzlich auf und stößt einen Pfiff aus. Nun gilt's! Meine Mine war gelegt, rasch stecke ich die Lunte an, und zischend explodiert das — Magnesium, Tageshelle über den Platz verbreitend, einmal und ein zweites Mal! Beim ersten Aufleuchten stockt sofort der Tanz, verstummt der Gesang, beim zweitenmal aber stürzt alles Hals über Kopf in das Boot. Im Nu ist der Platz geleert, mit raschen Ruderschlägen entfernt sich die Frau. Nur Merongai steht aschgrau neben mir und beschwört mich angsterfüllt, nicht weiter zu zaubern.

In den nächsten Tagen ließ kein Mensch sich sehen, weder Merongai noch einer von den Mockmerleuten; dafür waren beide Blitzlichtaufnahmen gelungen und das Nützliche so mit dem Angenehmen verbunden. Noch vier Tage vergingen in Sorgen und Aufregungen, vier Tage, in denen ich nicht aus den Kleidern gekommen bin, und in denen ich für unser Leben nicht allzuviel gegeben hätte; da endlich — natürlich an

einem Freitag — das ist der Tag, an dem ich meistens weniger Pech zu haben pflege als an den anderen Tagen — erscheint die „Manila“ vor der Barre, pfeift und wirft Anker. Eine halbe Stunde später stehe ich an Bord des schönen Schiffes und begrüße den wackeren Kapitän Minsen, der mir immer wieder und wieder die Hände schüttelte und gar nicht begreifen konnte, daß ich wohl und munter vor ihm stand. Der Küstenklatsch hatte böse mit uns gehaust. Riggerbach und ich waren angeblich längst gebraten und verzehrt, zum mindesten aber an Veriberi verstorben. Daß es in den letzten Tagen etwas brenzlich gewesen war, verschwieg ich natürlich, war aber doch heilfroh, als ich auf dem Rückweg von der „Manila“ die beiden großen Seepraunen der Mockmer- und Raipurleute seewärts ziehen sah. Für dieses Mal schienen sie ihre lebenswürdigen Pläne aufgegeben zu haben. Der Assistentresident beglückwünschte mich später zu dem glücklichen Ausgang. Der Korano von Mockmer war als berühmter Seeräuber und Kopffäger bekannt, dem auch bereits mehrere Europäer zum Opfer gefallen waren. Aber Sonnenzauber mitten in der Nacht und dann noch ein großer Kapal (Dampfer), der doch offenbar auch von mir herbeigezaubert worden war, da darf eben sogar ein tapferer Krieger die Segel streichen.

Als ich zurückkam, standen die Küstenleute aus Paraido, dem Dorfe Merongais, und Pauwi in hellen Scharen da und halfen unser Boot ausladen und an den Strand ziehen, auch Merongai begrüßte mich mit kriechender Unterwürfigkeit und beteuerte immer

wieder, wie froh er sei, daß die Mockmerleute abgezogen seien. Alle Frauen hätten sich vor den bösen Nachbarn in den Wald flüchten müssen, und die Frau und das Kind seines Schwagers wären doch entführt worden. Am nächsten Tage fuhr ich zurück nach Kufunduri, wo Herr Riggerbach inzwischen fleißig gesammelt hatte.

Im van Rees-Gebirge

Einen Monat später saß ich tief im Innern im van Rees-Gebirge in der Sommerfrische. Mücken gab es da so gut wie gar keine, und der Regen fiel liebenswürdigerweise nur nachts. Wir hatten unser Hauptquartier in einem Bivak aufgeschlagen, das unsere Vorgänger gebaut hatten. Es lag an einem kleinen Bache (Naumoni), der sich auf dem rechten Ufer in den Mamberamo ergießt. Jetzt in der Trockenzeit war der Bach so seicht, daß ich meine Boote 100 m über Land ziehen mußte. Als ich ein Vierteljahr später wieder hin kam, habe ich fast 2 m Tiefe gemessen.

Das van Rees-Gebirge streicht in einer Länge von ungefähr 120 km von SSO nach NNW. Schon dadurch unterscheidet es sich von den übrigen großen Gebirgen Westneuguineas, die von Ost nach West verlaufen. Es ist verhältnismäßig niedrig, seine höchsten Erhebungen schätze ich auf höchstens 1000 m. Sowohl im Norden wie im Süden wird es von großen Ebenen begrenzt, die ihre Entstehung den Anschwemmungen des Mamberamos verdanken. In der Tertiärzeit, ist es

sicher eine Insel gewesen. An seinen Nord- und Südabhängen habe ich reichlich Reste versteinertes Korallen gefunden, die zum größten Teil zu den riffbildenden Formen gehören. Sie legen Zeugnis davon ab, daß früher das Meer an den Fuß des Gebirges gebrandet hat. Der Grundstock des Gebirges ist uralt (phyllitische Schiefer). Darüber baut sich eine jüngere Bildung aus grauem Kalkstein in zwei Terrassen auf. Die Wand von der unteren zur oberen Terrasse steigt oft senkrecht in die Höhe, so daß an vielen Stellen am Ufer des Flusses die nackten grauen Gesteinsflächen vom Wasser wie von Menschenhand abgeschliffen aus dem dunklen Rahmen der Wälder hervorleuchten. Der Wald ist unsagbar herrlich. Auf den Wipfeln der hohen Bäume schmarozgen blühende Orchideen und Farne. Große Tuffs leuchtend roter Blumen heben sich effektiv von dem grünen Gewirr der Schlingpflanzen und Lianen ab, die von den Bäumen herunterhängen. Tief eingeschnittene Schluchten wechseln mit prächtigen, oft 5 m breiten Wasserfällen ab, die kaskadenartig hoch von den Felsen herabstürzen. An ihren Ufern stehen blühende Blumen und Kräuter, an den waldigen Hängen klettern weiße und gelbrote Rhododendronsträucher (*Rh. Moszkowskii* Schlechter) in die Höhe, in den Gesteinsspalten der kahlen, senkrecht aufsteigenden Felsplatten haben sich Steinbrech und zartfarbige Begonien (*Beg. Moszkowskii* Trmscher) angesiedelt; am Flußufer wiegen sich bunte Falter in der Sonne. Harmlose, ungestachelte Bienen aus dem Geschlechte der Meliponen und Trigoniden umsummen uns. Im Innern großer Bäume

bauen diese Tiere ihre Nester, und da, wo sie die Bäume angebohrt haben, strömt ein angenehm riechendes Harz, das Damarharz, aus, das von den Eingeborenen eifrig gesammelt wird und ihr vielleicht kostbarstes Tauschobjekt darstellt. Die Tierchen scheinen außerordentlich stark auf Salz erpicht zu sein. Hängten wir durchschwizte Wäsche zum Trocknen auf, so war sie sofort von Schwärmen der schwarzen und gelben Bienen bedeckt, aßen wir am Tage irgend etwas Gesalzenes, so setzten sie sich ungeniert auf unsere Teller und waren so gierig, daß sie nicht zu verzagen waren und oft eine unfreiwillige Reise in unseren Mund mitmachten. Wenn sie auch weder stechen noch beißen können, so sind sie uns doch infolge ihrer großen Menge durch ihr Kribbeln und Krabbeln und Kitzeln recht lästig gewesen. Einmal haben sie uns in solcher Anzahl überfallen und uns so zur Verzweiflung gebracht, daß wir den kleinen Quälgeistern glatt das Feld geräumt und uns auf eine Sandbank im Fluß zurückgezogen haben.

Während der Mamberamo überall, auch im Gebirge die gleiche schmutzige Farbe hat, führen all die Seitenbäche kristallklares, durchschimmerndes Wasser. Bunte, schmackhafte Fische tummeln sich in den kühlen Fluten und sind leicht mit Netz und Angel zu fangen. Auch sonst war unser Tisch immer reich gedeckt. Der Wald ist voll von Schweinen, Kasuaren, Kronen- und anderen Tauben. Die Kronentaube ist das schmackhafteste Wildbret, das ich kenne, und der ausgewachsene Kasuar gehört zu den stolzesten Tieren, denen ich je begegnet bin. Der Anblick des ersten, aus

dem Wald heraustretenden Vogels wird mir stets unvergeßlich bleiben. Es war ein prachtvoller, etwa mannshoher Bursche mit schwarzem Federkleid, stattlichem Helm und blauem Hals (Casuarius uniappendiculatus), der eines Abends ganz vertraut keine zwanzig Schritt von unserem Lager zum Wasser kam. Vor lauter Aufregung und Herzklopfen fehle ich natürlich – und mit einem einzigen, sicher 1,25–1,5 m hohen Satz war er im dichten Walde verschwunden. Die Kraft, die der Kasuar in seinen Beinen hat, wird auch von den Eingeborenen als ganz unglaublich groß geschildert. Mit dem Schwein werden ein bis zwei Hunde leicht fertig, aber den Kasuar, der sich mit Fußtritten und seinen scharfen Sporen wehrt, zwingen oft drei bis vier nicht. Auch einer meiner Jungen hat sehr unliebsame Bekanntschaft mit ihm gemacht. Ein angeschossenes Tier hatte sich ins Wasser geflüchtet – der Kasuar ist ein vorzüglicher Schwimmer – und war von zwei meiner Jungen verfolgt worden. Schon will der eine zufassen und ihn am Bein packen, da kriegt er von dem erbostesten Tier einen Tritt vor die Brust, daß ihm Hören und Sehen vergeht, und er nur mit genauer Not, gänzlich kampfunfähig, ans Land gezogen werden kann. Er hat sich nie wieder an einen Kasuar herangemacht! Der Kasuar legt zwei bis drei große grüne Eier unter einen hohen Baum. Ein Nest baut er nicht. Die Eier werden vom Männchen ausgebrütet. Doch sitzt auch dieses nicht ununterbrochen auf seinen Eiern, sondern geht oft stundenlang auf Nahrungssuche. Ein Rührei aus zwei Kasuareiern ist ein leckeres Frühstück für zwei Mann. Nach Berichten

der Eingeborenen steckt der Kasuar beim Schlafen den Kopf zwischen die Beine. Der junge Kasuar hat ein hellgraubraunes Daunenkleid mit gelben Längsstreifen und piepst wie ein junges Huhn. Er wird verhältnismäßig zahm. Ein Tierchen, das ich jung gefangen und nach Europa mitgebracht habe, ist mir nachgelaufen wie ein Hund. Auch war er bei meiner Rückreise auf dem Dampfer wegen seiner possierlichen Sprünge und Tänze der Liebling aller Passagiere. Er hat dann noch lange hier im Zoo gelebt und ist sogar zu hohen Ehren gekommen, da ihn Professor Gauls Meisterhand modelliert hat. Schließlich ist auch er als Opfer des Krieges gefallen. Sein Standbild aber steht noch heute in der Rauchstraße in Berlin.

Noch leichter als der Kasuar macht es sich ein anderer Vogel des Neuguineawaldes mit seinen Eiern. Das ist das Großfußhuhn (*Megapodius affinis*). Das vergräbt seine Eier in die Erde, häuft einen meterhohen Hügel von Sand und Blättern darüber und überläßt es der Erdwärme, die Eier auszubrüten. Es kümmert sich auch später nicht um seine Brut, so daß die ausgeschlüpften Jungen sich vom ersten Tage an ihr „Brot“ selber verdienen müssen. Da ist der Zahrvogel (*Rhytidoceros plicatus*) ein anderer Kerl. Zur Brutzeit mauert das Männchen das Weibchen in einem hohlen Baum so fest ein, daß es gerade den Schnabel zu einer kleinen Öffnung herausstecken kann. Während des ganzen Brutgeschäftes wird das Weibchen von dem Männchen gefüttert und erst herausgelassen, wenn es seine Pflicht voll erfüllt und alle Eier ausgebrütet hat. Die einfachste

Methode aber hat ganz wie bei uns auch im Neuguineawald der Kuckuck. Er legt seine Eier einfach einem andern Vogel ins Nest. Wie mir die Eingeborenen erzählten, sucht er sich als Ziehmutter mit Vorliebe den Flötenvogel aus. Die Art, die dort am häufigsten ist, ist der Trazenkuckuck (*Scythrops novae-hollandace Latt.*), ein sehr großer, und wie sein Name sagt, recht absonderlich aussehender, eher einem Falken als einem Kuckuck gleichender Vogel. Er ist sehr scheu, und nur mit Mühe gelang es mir, im tiefsten Dickicht ein Pärchen zu schießen.

Ein anderer Bewohner des Bergwaldes ist der Ararakakadu (*Mikroglossus aterrimus*). Geräuschlos fluges, fast wie eine Eule, umkreist er seinen Futterbaum, von Zeit zu Zeit einen feinen Trillerpfiff ausstoßend. Er ist der größte aller bekannten Papageien und einer der schönsten. Sein Gefieder ist gleichmäßig schwarz gefärbt, die nackten, faltigen Wangen sind rot, und auf dem Kopf trägt er eine prachtvolle, leicht ins Grau spielende schwarze Haube. Ein mächtiger, stark gekrümmter Schnabel verleiht ihm ein furchterregendes Äußere. Aber trotz dieser gewaltigen Wehr, die es ihm erlauben würde mit jedem Raubvogel anzubinden, ist er ein ausgesprochener Vegetarianer. Seine Hauptspeise sind Nüsse, tierische Nahrung rührt er nie an.

Der Mamberamo durchbricht das van Nees-Gebirge in genau süd-nördlicher Richtung. Die Sonne kommt daher in dem tiefeingeschnittenen Flußthal gewöhnlich erst gegen $\frac{1}{2}10$ über die Berge hervor. Sowie ihre ersten Strahlen die Ufer vergolden,

beginnt Neuguineas herrlichster Vogel sein Liebespiel. Auf großen Bäumen, die ihre Äste wagrecht über das Wasser breiten, sieht man oft vier, fünf und noch mehr Paradiesvögel balzen. Der häufigste ist *Paradisea minor*. Alle seine Farben schimmern in goldigem Glanze. Goldbraun sind Flügel, Schwanz und Brust, goldgrün Kehle und Oberschnabel, goldgelb Kopf und Nacken, goldgelb auch die wundervollen Schmuckfederbüschel, die von der Brustseite der Männchen herunterwallen und gegen das zerschliffene Ende in reinstes Weiß übergehen. Viel einfacher und unscheinbarer ist die Farbe des Weibchens, dem vor allen Dingen der goldige Glanz und die Schmuckfedern fehlen. Der Paradiesvogel baut sein Nest hoch oben in den Kronen der Bäume. Dort pflegt auch das Weibchen sich aufzuhalten. Die Männchen fangen ihr Balzspiel in den unteren Zweigen des Baumes an, um sich nach und nach immer höher hinaufzupirschen. Es ist ein wunderbarer Anblick, wenn man so vier bis fünf alte Männchen tanzen und sich spreizen sieht. So eifrig sind sie in ihre Liebespiele vertieft, daß sie sich selbst durch Schüsse nur schwer vertreiben lassen. Wohl fliegen sie, wenn sie aufgeschreckt werden, eine kurze Zeit auf, kehren aber immer wieder zu ihrem Spielbaum zurück. Im Gegensatz zu den vielen Vögeln, die darüber laufen, muß ich den Gesang des Paradiesvogels als außerordentlich wohlklingend und melodisch bezeichnen. Von morgens bis zur Mittagszeit hört man im jungfräulichen Wald von allen Seiten sein:

Paradisea minor



— = gezogen Die Vierteltöne zwischen e^2 und es^2 sind durch * gekennzeichnet.

erschallen. Da, wo die Kultur noch nicht hingedrungen ist, ist er außerordentlich zahlreich vorhanden. Wenigstens habe ich im van Kees-Gebirge oft mehr rote Paradies- als andere Vögel gesehen, allerdings wohl hauptsächlich darum, weil er die sonnigen Bäume am Ufer der Flüsse bevorzugt. Von sonstigen Paradiesvögeln kamen uns noch der prächtige Königsparadiesvogel (*Cincinurus regius*) im roten Sammetrock, der kleine Fadenhopf (*Seleucides ignotus*) und der kohlschwarze *Manucodias atra*, die Schalldrossel, zu Gesicht, keiner aber in der Menge und keiner von der Schönheit wie der rote Paradiesvogel.

Gegenüber dem Formenreichtum der Vogelwelt ist die Säugetierwelt nur spärlich vertreten. Wirkliche echte Säugetiere gibt es einheimisch in Neuguinea überhaupt nicht. Schwein und Hund sind von Menschen eingeführt, Flugfüchse und sonstige Fledermäuse sind von benachbarten Inseln herübergeflogen. Die eigentlichen, Neuguinea eigentümlichen Vierfüßler sind die Beuteltiere, bei denen das Junge in noch nicht lebensfähigem Zustande in den Beutel geboren wird und dort den Schluß seiner embryonalen Entwicklung durchmacht. Neuguinea beherbergt eben genau so die altertümlichsten Tiere, wie seine menschlichen Bewohner zu den ältesten Menschenrassen zählen. In den Wäldern, besonders an den Flußufern, treiben sich eine

Menge Känguruhähnlicher Tiere herum, die die Eingeborenen Kaurau nennen (*Dorcopsis hageni*). Ein sehr lustiges und munteres Tier ist der Wandikut, ein Beuteldachs (*Paramelus dorejanus*), von der Größe eines Kaninchens mit ganz langen Hinterbeinen, das uns durch seine possierlichen Sprünge oft ergötzt hat, und das übrigens einen ganz ausgezeichneten Braten liefert, der ähnlich wie Kaninchen schmeckt. Der Affe, der sonst in den Tropen dem Urwald seine charakteristische Note gibt, fehlt hier vollständig. Die paar baumlebenden Känguruhs, die ich gesehen habe (*Dendrolagus ursinus* und *Dendrolagus inustus*), kommen ihm weder an Possierlichkeit noch an Gewandtheit gleich. Weiß der liebe Gott, wie die Baumkänguruhs auf die Idee gekommen sind, ihr Leben in die Bäume zu verlegen. Es sind ganz ausgesprochen ungewandte und unbeholfene Kletterer, die sich offenbar nur deshalb halten können, weil es keine Raubtiere gibt, die ihnen nachstellen. Noch merkwürdiger als die Baumkänguruhs ist ein Tier, das in Neuguinea die Nachtaffen ersetzt, der Kuskus (*Phalanger maculatus*). Er teilt mit den Nachtaffen die riesigen großen Augen und das nächtliche Leben, hat aber sonst nichts mit ihnen zu tun. Wenn man ihn klettern sieht, glaubt man, eine Zeitlupenaufnahme vor sich zu haben, mit solch unendlicher Langsamkeit schiebt er seine Gliedmaßen vor. Er hat aber sehr viel Kraft in seinen Händchen und klammert sich an die Zweige und Äste so fest, daß er oft, selbst tödlich getroffen, nicht herunterfiel und erst von meinen Jungen geholt werden mußte.

Inmitten dieser prächtigen Natur, umgeben von dem Interessantesten, was der Naturforscher sich nur wünschen kann, wäre das Leben im van Kees-Gebirge wirklich köstlich gewesen, wenn es uns die Stromschnellen nicht so sauer gemacht hätten. Während der 85 Kilometer, die das Durchbruchgebiet des Mamberamo lang ist, bildet er etwa 100 größere und kleinere Schnellen und drei große Schnellenkomplexe. Der erste dieser Schnellenkomplexe sind die sogenannten Pionierschnellen. Der Fluß wird hier durch eine Reihe von Inseln, die zum Teil bewachsen sind, und zwischen denen er sich brausend und stöhnend, oft meterhohe Wasserfälle bildend, hindurchzwängt, in zwei Hauptarme geteilt. Die Ufer werden teils von Sand, Schutt und Geröll, teils von schroffen, oft überhängenden Felsen gebildet, an denen eine ungeheure Brandung steht. Außer diesen reihenweise angeordneten Inseln liegen hier noch eine ganze Menge kleinerer Inseln zerstreut im Fluß. Dadurch entstehen viele verschiedene Wege für das Wasser, und daher kommt es, daß die einzelnen Schnellen in ziemlich regelmäßigen Abständen an Heftigkeit miteinander abwechseln. Man muß also immer einen Augenblick verhältnismäßiger Ruhe abwarten, um das Boot rasch hindurchzuziehen. Vor einer größeren Schnelle wurden die Boote entladen und die Lasten über Land getragen. Dann gingen zwei Mann ins Wasser und stießen das Boot von den Steinen ab, während wir anderen an langen Stricken und Lauen zogen. Da ich nur fünf Mann und ein großes schweres Boot hatte, so kamen wir natürlich recht langsam vom

Fleck. Schon in den Pionierschnellen hätten wir einmal beinahe ein Unglück gehabt. Als wir das Boot an einem sehr steilen, stark überhängenden Felsen vorbeizogen, warf die starke Brandung das Boot um, die Läufe wurden unsern haltenden Händen entrissen, und das gekenterte Boot, dessen einer Insasse sich glücklicherweise an Land hatte retten können, trieb Kieloben ab, blieb aber an einer Sandbank hängen und konnte geborgen werden. Das war jedoch erst das Vorspiel zu dem, was kommen sollte. Nachdem wir die Pionierschnellen glücklich passiert hatten, gelangten wir am nächsten Tage an den zweiten Schnellenkomplex, die Edischnellen. Diese erstrecken sich in einer Länge von 500 Metern von West nach Ost. Der Westeingang wird durch eine Reihe bis zehn Meter hoher Felsblöcke gesperrt. Während auf dem linken Ufer sich hinter der von großen und kleinen Blöcken bedeckten Schotterterrasse eine kahle, senkrechte Wand erhebt, steigt das rechte Ufer oberhalb der Schotterterrasse reich bewaldet sanft und hügelig an. Am Ostausgang erhebt sich ein etwa 200 Meter hoher pyramidenförmiger Hügel wie ein troziger Torwächter, weit nach Norden und Süden hin sichtbar. Hoch oben auf diesem Hügel stand ein prachtvoller Laubbaum, in dessen Krone ein weißbäuchiger Adler (*Urospizias poliocephalus*) seinen Horst hatte, wirklich ein überragender Punkt, von dem er sein Revier nach allen Richtungen hin überblicken konnte. Als wir einen Monat später wieder des Weges kamen, war der Baum wohl infolge der scharfen Extremte des Vogels vollständig eingegangen. Zur Über-

windung dieser Schnellenstrecke brauchten wir vier Tage harter Arbeit, während welcher ich überhaupt nicht aus den nassen Kleidern herauskam, weil ich selbst jeden Augenblick ins Wasser springen und mit-schieben mußte. Am Abend, als wir die Edischnellen glücklich bezwungen hatten, schoß ich einen Ziegenmelker. Meine malaiischen Begleiter hatten mich zwar dringend gewarnt und mir alles möglich Unheil prophezeit. Als „aufgeklärter“ Mitteleuropäer hatte ich aber die wohlgemeinten Warnungen in den Wind geschlagen. Sehr mit Unrecht, wie schon der nächste Tag lehrte.

Früh um neun Uhr wie gewöhnlich fuhren wir ab. Einige kleinere Schnellen werden spielend genommen. Da läßt sich an einer steilen Felswand das Tau nicht über Land vorbringen. Zwei meiner Jungen schwimmen herüber und ziehen unter Lachen und Scherzen das Boot über die gefährdete Stelle. Wieder eine Schnelle! Kein Mensch denkt an etwas Böses. Die beiden Jungen stehen am Ufer und halten das Rotanseil, und ein anderer Malaie hilft ihnen. Ich bin gerade mit Notizen beschäftigt, und außer mir sitzt nur noch ein Fieberkranker, der zu schwach zum Helfen war, im Boot. Durch eine unvorsichtige Bewegung von mir neigt sich das Boot etwas auf die linke Seite und nimmt Wasser über. Durch den Unfall in den Pionierschnellen ängstlich geworden, schreit nun alles durcheinander. Jeder gibt einen anderen Befehl, und die Folge davon ist, daß den total vertatterten Jungen das Haltetau aus den Händen gleitet und das Boot in die Stromschnellen, die wir eben glücklich überwunden haben, zurücktreibt. Im letzten Moment

ergreift Kujo, einer meiner Jungs, noch das letzte Ende des Notantaues, kann aber das Boot nicht mehr halten und wird von der Strömung mitgerissen. Trotzdem er sich, ein hervorragender Schwimmer, durch ein paar Stöße ans Land hätte retten können, läßt der Brave nicht locker und schwingt sich zu mir ins Boot. Er ergreift das Ruder, ich versuche zu steuern, und einen Augenblick scheint es, als ob wir das Ufer kurz vor den Schnellen erreichen können. Aber das Boot hat zu viel Wasser übergenommen, ist zu schwer und gehorcht weder Ruder noch Steuer. Die rasende Strömung reißt es fort und nun hinein in die tosenden, brausenden Wasserfälle! All die Punkte, die wir in viertägiger, heißer Arbeit überwunden haben, fliegen förmlich an uns vorbei. Noch hoffe ich das linke Ufer anlaufen zu können, es ist zum Greifen nahe, Kujo steht schon vorn im Boot, hält ein Tau in der Hand, um ans Land zu springen. Da gibt es einen Krach, das Boot ist in einen der zahlreichen Wirbel geraten, breitseits auf einen kleinen, kaum über dem Wasser hervorragenden Felsen aufgeschlagen und natürlich sofort gekentert. Mit Mühe und Not bringe ich den fieberkranken Siun und mich aus dem sinkenden Schiff auf den kleinen Felsen, der knapp für zwei kauernde Menschen Raum bietet. Ehe ich noch irgend etwas ergreifen kann, kommt ein neuer Brecher, kippt das Boot vollends um und führt es hinweg — meine ganze Ausrüstung, Gewehr, Munition, Arzneimittel, photographische Apparate, 3000 Mark bares Geld, kurz alles, was ich habe, zugleich mit allen Hoffnungen und Wünschen der letzten Monate in die Tiefe

reißend. Im ersten Augenblick übersah ich die Größe des Unglücks natürlich nicht, ebensowenig die Lebensgefahr, in der ich schwebte. Mein Felsen ragte bei Tiefstand etwa 30 cm über das Wasser, bei Hochstand war er völlig vom Wasser bedeckt. Aber das Wasser war warm, und die Sonne schien, der Flötenvogel sang, und der Paradiesvogel lockte, kurz, ein Gefühl der Angst und der Verzweiflung konnte in der herrlichen Umgebung nicht aufkommen. Dabei saß ich mitten im Fluß, das linke Ufer 20 m, das rechte 30 m von mir entfernt, links ein Wasserfall und rechts ein Wasserfall, so daß an ein Herüberschwimmen gar nicht zu denken war. Mein tapferer Kujo war bei dem Anprall ins Wasser gestürzt und hatte sich ans Land retten können. Gott sei Dank, vorläufig noch kein Menschenleben verloren! Da zieht mich auf einmal Siun am Arm, und ich erblicke etwas, was mir das Blut zum Gerinnen bringt, mich zugleich aber mit Stolz und Bewunderung erfüllt. Meine drei anderen Leute, der 45 Jahre alte Sergeant-Major Hussein aus Siak in Sumatra, sein Sohn Mansur und sein Neffe Annus haben sich einfach, jeder mit einem großen Knüppel über der Schulter, ins Wasser gestürzt und sind dem Boote nachgeschwommen. Glücklicherweise gelingt es allen dreien, sich an derselben Stelle wie Kujo ans Land zu retten. Es gibt keinen Ausdruck des Lobes und der Anerkennung, der stark genug für den Heldennut dieser drei Leute ist. Man muß sich nur vorstellen, daß die Strömung des Flusses dort etwa so stark ist wie die des Rheins bei Schaffhausen. Mit den Zähnen, denn Messer, Axt oder andere Werkzeuge besaßen

wir nicht mehr, holten sie Kotan aus dem Walde. Zwischen uns und dem Ufer lag ein niedriger Felsen, auf dem eine Sagopalme wuchs. Kujo und Mansur schwammen zu diesem Felsen herüber und befestigten das eine Ende des Laues an dem Baum, das andere wurde uns zugeworfen, und so gelang es mir, erst Siun und dann mich selber ans Ufer zu retten. Mein Kostüm beim Stranden war Hemd, Schlafhose und Unterhose gewesen. Die beiden letzteren Bekleidungsstücke wurden mir beim Herüberschwimmen vom Strom einfach vom Leibe gerissen. Nur mit einem Hemd bekleidet, erreichte ich das Ufer. Auch meine Begleiter verfügten nicht über mehr. Nur Herr Riggensbach, der während der ganzen Zeit an dem Unglücksfelsen hatte zurückbleiben müssen, war völlig bekleidet. Allerdings trug er nur Schlaffschuhe, seine Stiefel waren mit im Mamberamo versunken. Noch vor Anbruch des nächsten Tages sandte ich den Sergeant-Major mit seinem Sohn Mansur aus, ein Boot zu suchen, denn vor allen Dingen mußten wir zur Küste zurück. Man bedenke: ohne Waffen und sonstige Hilfsmittel, ohne Arzneien mitten in Neuguinea, unter Wilden, die notorisch der Menschenfresserei ergeben waren, kein Streichholz, keine Bekleidung, nichts zu essen! An den 48stündigen Marsch, der nun folgt, werde ich zeit meines Lebens denken! Über Schutt und Geröll ging es mit bloßen Füßen, über Wurzeln, Dornen und Gestrüpp. Nun sperren steile Felsen unseren Weg. Es klettert sich zwar gut mit nackten Füßen, aber die Kletterei ist oft verdammt exponiert, und besonders der fieberkranke Siun

macht uns viel zu schaffen. Solange der gewöhnliche Morgennebel bis $\frac{1}{2}9$, 9 anhält, geht es noch. Dann aber kommt die Sonne und heizt die Felsen ein. Meine armen, nackten Beine schmerzen, die Sohlen brennen, sind voller Wunden und Risse. Aber das Schlimmste kommt noch. Lange Strecken führen über heißen Sand. Die Lage vorher hatte ich hier über 65 Grad Bodentemperatur gemessen. Man kann sich also vorstellen, was es heißt, hier mit nackten Füßen herüberzulaufen. Da höre ich plötzlich die Stimme des Sergeant-Majors, der ein Boot mit Papuas ausfindig gemacht hat und sich jetzt uns nähert. Aber die Papuas wollten uns weder das Boot geben, noch uns in unser Depot in das alte holländische Bivak zurückfahren. Es war eine höchst ungemütliche Lage. Die Kerle waren bis an die Zähne bewaffnet, und wir hatten nichts als unsere Fäuste. Aber haben mußte ich das Boot, sonst waren wir alle verloren. Glücklicherweise waren unter den Papuas zwei dabei, die damals am Mawastusse gesehen hatten, wie ich das Feuer von der Sonne heruntergeholt hatte, die also von meiner Kunst als Zauberer restlos überzeugt waren. Darauf bauend, eröffnete ich ihnen, daß, wenn sie mir nicht sofort das Boot geben würden, ich einen großen Zauber machen würde. Ihnen, ihren Frauen und ihren Kindern würde allesamt der Bauch aufschwellen und die Haare ausfallen. Das half. Scheltend und murrend, aber doch ängstlich und zitternd traten sie mir das Boot ab, und in wenigen Stunden gelangten wir in unser Vorratslager, wo wir wenigstens Kleidung, Nahrung und Arzneimittel sowie einige Boote fanden, mit denen wir schleunigst

zur Küste ruderten. Dort wurden wir von dem holländischen Kanonenboot „Pelikan“ aufgenommen, das von dem Assistentresidenten in Manokuari nach dem Mamberamo gesandt worden war, um nach uns zu suchen. Dank der außerordentlich liebenswürdigen Unterstützung dieses Beamten gelang es mir, in Manokuari meine Expedition neu auszurüsten. Freilich, statt meiner verlorenen Mauserbüchsen und Winchesterflinten mußte ich mich mit alten Vorderladerflinten und einem noch älteren holländischen Militärgewehr begnügen. Statt Theodolit und Sextant konnte ich nur einen Oktanten aufreiben und statt meiner Halbchronometer zwei Nickeluhren billigster Nachart. Auf ein anthropologisches Instrumentarium mußte ich natürlich Verzicht leisten, und auch die photographische Ausrüstung war keine erstklassige mehr. Dafür konnte ich aber meine Macht um drei christliche Papuas verstärken, und bereits vierzehn Tage nach dem Unfall erschien ich wieder auf dem Kampfplatz.

In's unbekannte Land

Mynher van Ofterzee, der Assistentresident, brachte uns in seinem Dampfer selbst nach dem Mamberamo zurück. Wie wir in unser Vorratslager kamen, erwartete uns abermals eine unliebsame Überraschung. Die Borumessus, unsere alten Freunde, hatten während unserer Abwesenheit das Depot erbrochen. Gestohlen hatten sie merkwürdigerweise nichts, aber alles durchkramt und fein säuberlich wieder verpackt. Zuerst merkte ich gar nichts. Als ich aber an das Entwickeln meiner Platten ging, sah ich gleich, daß sie anders eingepackt waren, als ich es zu tun pflegte, und beim Entwickeln zeigte es sich, daß sie belichtet, also verdorben waren. Schon am Tage nach unserer Ankunft kamen die Borumessus in hellen Haufen an und erzählten gleich unaufgefordert, daß nicht etwa sie die Einbrecher gewesen wären, sondern ganz, ganz andere Leute weit oben im Gebirge, wo 500000 viele Menschen wohnten, wie ich mir es gar nicht vorstellen könnte, und ganz fürchterlich wilde und böse! Offenbar hatten sie nach Tabak gesucht, und da sie nichts fanden, was sie brauchen konnten, haben sie es mit der Angst gekriegt und alles wieder zugepackt. Es sind

überhaupt außerordentlich geweckte und intelligente Leute, die mit mir mindestens ebenso eingehende ethnologische Studien trieben wie ich mit ihnen. So fragten sie zum Beispiel, woraus man Schokolade mache, ob das Männer- oder Frauenarbeit wäre. Zu gern wollten sie eine Flinte haben. Was haben sie nicht alles dafür zahlen wollen! Einer bot mir sogar seine beiden Frauen an. Bei diesem Stamme haben nämlich manche Leute zwei und mehr Weiber. Wenn ich mit ihnen Sprachaufnahmen machte, fingen sie nach einer Weile an, mich nach deutschen Bezeichnungen zu fragen und konnten sich königlich damit amüsieren, deutsche Worte nachzusprechen.

Wir hatten an der Mündung des Flusses ein großes und ein kleines Dajakboot, das von der Fransen-Herderscheeschen Expedition noch da lag, mit Erlaubnis der holländischen Behörden mitgenommen und gingen nun daran, sie für die Schnellenfahrt zurechtzumachen. Zuerst mußte das große Boot kalifatert werden, denn es leckte hoffnungslos. Mit Damarharz aus dem Walde und mit etwas Berg, das wir mitgebracht hatten, ging es leidlich. Sodann wurden die Boote mit langen Auslegern versehen, die uns in den Schnellen vorzügliche Dienste leisteten. Hätten wir nur vor einem Vierteljahr schon daran gedacht, dann wäre uns manches erspart geblieben; aber man kommt eben vom Rathause immer klüger herunter als man hinaufgegangen ist. Bald fing die Plackerei wieder an. Abladen, herüberziehen, einladen! Es war ein hartes, mühseliges Stück Arbeit. Namentlich die Edischnellen machten uns wieder viel

zu schaffen. Drei- bis viermal mußten die Boote leer gemacht werden. Die Schotterterrasse war mit riesigen, wild übereinandergetürmten Blöcken bedeckt, die Risse und Schrammen hatten, wie die Steine einer Gletschermoräne. Daran stießen Bänke aus ganz feinem schwarzen Sand, und zwischen diesen Sandbänken und der Moräne klaste ein Spalt, gerade wie ein Gletscherschlund. Auch das Rauschen und Dröhnen des Wassers, das sich unter den Gesteinstrümmern in hundert kleinen Rinnalen und Bächen seinen Weg suchte, erinnerte völlig an die Verhältnisse auf einem Gletscher. Über die großen Blöcke stürzten kleine Wasserfälle zwei bis drei Meter hoch herab. Man kann sich denken, was das für eine Anstrengung war, über diese Geröll- und Schutthausen, noch dazu mit schweren Lasten, zu klettern.

Schließlich ging auch dies vorüber. Die Edischnellen waren glücklich überwunden, und wir schlängelten uns langsam durch die kleineren und größeren Stromschnellen hindurch, die uns aber keinen großen Eindruck mehr machen konnten. Mit den drei christlichen Papuas, die ich mit Hilfe des Missionars van Hasselt in Manokuari angeworben hatte, war ich sehr zufrieden. Es waren gut erzogene nette Leute. Besonders Simon, ein kleiner sehniger Mann aus den Arfakbergen, bewährte sich ausgezeichnet. Die Papuas eignen sich nach allen Erfahrungen, die ich mit ihnen gemacht habe, überhaupt ganz besonders zur Bekehrung zum Christentum. Ich kenne Papuas von der katholischen Mission in Merisshafen und die aus Manokuari oder Doreh. In beiden

Fällen kann man durchaus behaupten, daß das Experiment gelungen ist. Die christlichen Eingeborenen stehen in jeder Beziehung auf einer bei weitem höheren Kulturstufe als ihre Stammesgenossen. Es ist sehr bezeichnend, daß der Islam, der in Nordneuguinea doch schon lange um die Seelen wirbt, verhältnismäßig wenig Erfolg gehabt hat. Diesem intelligenten und phantasiebegabten Volke liegt scheinbar der Erlösungsgedanke der christlichen Lehre mehr als der grobsinnliche, phantasiearme Islam. Mag sein, daß auch die Persönlichkeit der Missionare zu diesem Erfolg viel beigetragen hat. Ich erinnere mich heute noch gern der schönen Stunden, die ich mit dem hochgebildeten Pater Leux aus Alexishafen auf der Rückreise auf der „Manila“ verleben durfte, und mit aufrichtigster Dankbarkeit gedenke ich an Herrn Missionar van Hasselt in Doreh. Herr van Hasselt hatte eine deutsche Mutter, wenn ich nicht irre, aus Greifswald. So kommt es, daß man in Doreh auf Schritt und Tritt deutsche Lieder hört, natürlich im Nusoordialekt, aber es waren doch unsere alten deutschen Weisen. Ich bin sonst nicht eben sentimental, aber wenn tief im Urwald von Neuguinea abends am Lagerfeuer plötzlich ein deutsches Lied erklang, so wurde mir manchmal doch ganz eigen zumute. Selbstverständlich war durch den Übertritt zum Christentum bei den Leuten der alte Aberglauben und die alten Vorstellungen nicht etwa restlos ausgerottet. Eines Tages hatten wir ein Mutterschwein und ein Junges geschossen. Riggerbach und ich brieten uns das Ferkel, das Schwein war für die Papuas

bestimmt, meine Malaien durften ja als Moslems kein Schweinefleisch essen. Da sehe ich, daß auch einer meiner Papuas, Oskar, sich abseits hält und kein Schweinefleisch anrührt. Auf vielfaches Fragen wird er verlegen und will nicht recht mit der Sprache heraus; endlich flüstert mir Simon zu, daß Oskar Schmied sei und für Schmiede Schweinefleischverbot bestünde. Große Fische wollte er auch nicht essen, angeblich weil seine Kinder noch klein wären!

Mit meinen Malaien habe ich übrigens an diesem Abend noch etwas Drolliges erlebt. Als sie sahen, wie gut uns und den beiden Papuas das Schwein mundete, lief ihnen doch das Wasser im Munde zusammen. Immer näher pirscht sich der brave Sergeant-Major an mich heran. Schließlich fragt er: Luan (Herr) hat denn der Nabi (Prophet) die Lannah papua (Papualand) gekannt? Als ich das verneine, meint er ganz naiv, daß er dann auch die Papuaschweine nicht gekannt, sie also auch nicht habe verbieten können. Seit der Zeit hat er und sein Sohn Schweinefleisch mit Behagen gegessen! Jedem erlegten Schweine aber haben sie vorher nach rituellem Brauch die Kehle durchschnitten. So kamen wir allmählich an den letzten Schnellenkomplex, den von mir so genannten Wäflerschnellen. Der Fluß stürzt hier über dreiundzwanzig Treppen, von denen jede einen halben bis einen Meter hoch ist, herab (s. Abb. 7). In mühsamer, oft gefährlicher Arbeit wurden auch diese bezwungen. Plötzlich öffneten sich die Berge, und wir fuhren in eine weite, allseits offene Ebene hinein. Dicht vor dem Gebirge bildete der Fluß noch

einige Wirbel und Strudel, dann wird die Strömung allmählich geringer, rechts treten noch einige niedrige Ausläufer des Gebirges an den Fluß heran, links werden die Ufer ganz flach, und auf einer schönen weichen Sandbank wird das erste Nachtquartier jenseits des van Rees-Gebirges bezogen. Seit vier Wochen die erste Nacht, die wir nicht auf harten Steinen oder Brettern zubrachten. Betten hatten wir lange nicht mehr und schliefen daher entweder auf der Erde oder bauten uns eine kleine Hütte aus vier Pfählen und einer Plattform und schliefen auf den eben nicht weicheren Stämmen.

Gegenüber von unserer Sandbank lag ein kleines Dorf, in dem sich scheinbar Leute aufhalten mußten, da wir von Zeit zu Zeit Rauch aufsteigen sahen. Zu Gesicht bekamen wir noch niemand, hatten auch genug mit unseren eigenen Sachen zu tun. Unser gesamtes Zeug war durchnäßt, leider auch die Reisevorräte, so daß erst ein großes Trocknen veranstaltet werden mußte. Da ich aber die mitgebrachten Nahrungsmittel möglichst schonen wollte, fuhr ich am Nachmittag nach dem Dorf hinüber, um Sago und Bananen einzukaufen. Dort fand ich nur einen alten Herrn und einige alte Weiber. Der Mann sah schrecklich versorgt und vergrämt aus, war schlecht genährt, mit tiefen Falten um den Mund und auf der Stirne. Sein Haar war gelblichweiß und eng gekraust. Er war offenbar in großer Angst, weil er so allein war. Immer wieder und wieder bedeutete er uns, daß er nichts, gar nichts hätte, und daß alle Leute weggefahren wären, um Lebensmittel aus den Gärten oben im Gebirge zu holen. Er gehörte einem andern Stamm an als die Papuas,

die wir bis jetzt getroffen hatten, und sprach eine ganz andere Sprache. Këri, këri kaidjo (Bananen morgen) ruft er immer wieder und wieder, zittert, seufzt, stöhnt, schüttelt den Kopf, kratzt sich hinter dem Ohr und schaut sehnsüchtig nach Norden aus, wo seine Landsleute herkommen müssen. Von Zeit zu Zeit

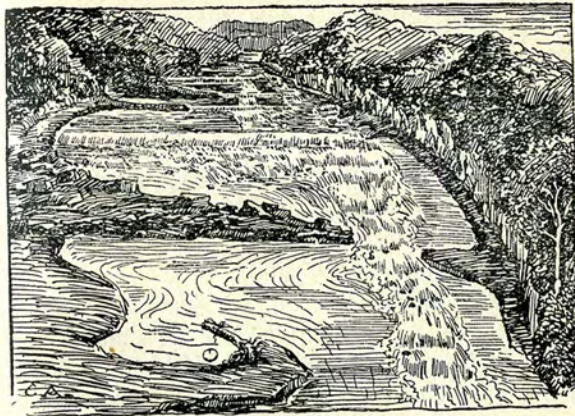


Abb. 7. Die Bäßlerschnellen, beim Eintritt des Mamberams ins van Rees-Gebirge

wechselt er aufgeregte Zwiesprache mit seiner Frau, macht die Geste des Schlafens und zeigt auf ein paar Vögel, die wir schießen sollen, wenn wir was zu essen haben wollen.

Abends kommt die Jungmannschaft mit großem Hallo zurück, ruft uns an, kommt aber nicht zu uns herüber. Erst am nächsten Morgen kamen einige Leute in Begleitung von zwei uns bekannten Vorurmessus,

die uns Schweinefleisch, Sago und Bananen in reichen Mengen brachten. Während jenseits des van Rees-Gebirges sowohl die Koassas wie die Vorumessus sehr schöne Boote bauen, ist hier in der großen Ebene ein viel primitiveres und roheres Boot im Gebrauch (Abb. 8). Es besteht einfach aus einem mit Feuer und dem Steinbeil ausgehöhlten Baumstamm, ist weder zugespitzt noch richtig behauen und geglättet. Auf den beiden Längsseiten sind eine Reihe oft paarweise angelegter Öffnungen dicht unterhalb des Bootsrandes angebracht, deren Zweck uns nicht ganz klar war. Wahrscheinlich dienten sie dazu, den Abfluß des Wassers zu erleichtern, wenn das Boot vollregnete. Auch die Eingeborenen selbst machten einen weit ursprünglicheren Eindruck als die Koassas und Vorumessus. Sie gingen fast völlig nackt, trugen nur um die Hüften zwei, drei Schnüre, keinen Kopfschutz und meist Zwickelbärte. Einige hatten sich falsche Locken in die Haare gesteckt, die meisten waren bemalt, und zwar hatten sie sich entweder mit schwarzer oder mit blauer Farbe breite Bänder über Brust, Nase und Schläfen gezogen.

Nach drei Tagefahrten tauchte im Süden, von Südost nach Nordwest verlaufend, eine prächtige Bergkette auf, die immer höher wurde, je weiter wir nach Süden kamen. Der Anblick der Berge wirkte geradezu elektrisierend auf meine Leute. Sie ruderten aus Leibeskräften, so daß wir an den ersten Tagen eine weit größere Strecke vorwärts kamen als sonst. Es wäre außerordentlich verführerisch gewesen, hier das Gebirge anzulaufen, das Boot festzumachen und

auf dem Landmarsch ins Innere der Berge vorzudringen. Da ich jedoch nicht genug Träger hatte, und da keine Leute übrig waren, die ich zum Bewachen des Lagers und der Boote hätte zurücklassen können, mußte ich schweren Herzens darauf verzichten. Besonders ein sehr hoher Berg, der mit seinem Fuß bis

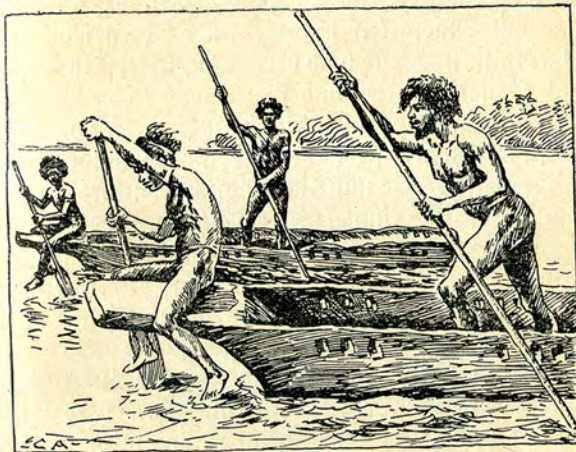


Abb. 8. Wie die Eingeborenen am oberen Mamberamo ihre sonderbaren Einbäume vorwärtsbewegen

fast an das Ufer des Mamberamo reichte, hatte mich sehr gelockt.

Das Land war reich bevölkert. Überall sahen wir einfache Hütten und angebaute Gärten mit Bananen, Brotwurzeln und seltsamerweise Tabak. Die Eingeborenen nannten sich Sidjuai und fuhren uns oft in ihren rohen Baumbooten entgegen, hielten sich aber

stets in respektvoller Entfernung und waren in der ersten Zeit nur schwer zum Tauschhandel zu bestimmen. Sobald wir uns einem Dorf näherten, verteilte sich die ganze Jungmannschaft hinter die Bäume, jeder Pfeil lag auf der Sehne, und mit lautem Drohen bedeutete man uns, uns fortzuscheren. Wenn wir dann aber unsererseits ruhig die Waffen liegen ließen und mit Glasperlen und weißen Luchern winkten, wurden sie nach und nach vertrauter, schleppten Sago und Bananen herbei und fingen nach echter Papuasitte mit uns zu tauschen und zu handeln an. Dazwischen fragten sie allerdings immer wieder und wieder, ob wir uns nun nicht endlich fortscheren wollten. Namentlich einmal hielt ein alter Herr, dessen einzige Bekleidung aus einem Eberzahnstirnschmuck und einer Kasuarperücke bestand, mächtige Reden, zeigte auf seine Pfeile, ließ die Bogensehne erklingen und deutete mit lebhaften Gesten an, wie gut er uns damit totschießen könnte, worauf ich lächelnd auf meine Büchse klopfte. Da lenkt er ein. Einer nach dem andern kommt zu uns herunter, um mit uns zu handeln. Erst nur ganz von ferne, dann immer näher und näher tretend. Wie wir wegfahren, brechen sie in ein Freudengeheul aus: *elo elo* (Ja, ja). Offenbar ein Zeichen dafür, wie froh sie sind, daß alles gut abgegangen ist. Und auch von den Sachen, die sie uns verkauft haben, nehmen sie Abschied, indem sie mit den Händen winken und rufen: „Ihr geht fort, die Bananen gehen fort, die Pfeile gehen fort, der Sago geht fort.“

Die Landschaft ist eintönig und wenig abwechslungsreich. Die Ufer des Flusses sind mit Zuckerrohr,

Pandanazeen und Niederwald bestanden. Jetzt zur Trockenzeit ist das Ufer oft zwei bis drei Meter hoch. Flötenvögel und Paradiessvögel sind verschwunden, dagegen trafen wir jetzt wieder Reihher der verschiedensten Arten, Stare und Fliegenschnäpper sowie riesige Nachtschwalben an. All die Quälgeister, denen wir im van Rees-Gebirge glücklich entronnen waren, Mücken und Blutegel, gab es hier in der Ebene in reichlichen Mengen. Die Ufer des Flusses sind in fortwährender Bewegung. Sowie Hochwasser eintritt, stürzen große Strecken des jungen Waldes mit dumpfem Krachen in die Flut. An anderen Stellen schwemmt der Strom dafür wieder Land an. Eine große Menge Wasserpflanzen blüht an seichten Stellen. Lilien stehen an den Ufern, mit Blumenblättern, die außen weiß, innen karmoisinrot, ins Rostbraune übergehend sind. Im Strandwald gibt es viel Farne (*Asplenium*- und *Polypodium*arten, *Lygodium moszkowskii* *Cramer* u. a.). Der Fluß schlängelt sich nun immerfort, längs des Gebirges westwärts fließend, in endlosen Mäandern hin. Schon glauben wir, daß er nach Süden in die Berge eintreten wird, da wendet er sich plötzlich nach Norden, und für zwei bis drei Tage verschwinden die Berge wieder aus dem Blick.

Außer Einbäumen werden hier, namentlich von den Frauen, auch sehr viel Flöße benutzt. Je weiter wir vordringen, desto seltener werden die Ruder, und schließlich kommen wir zu Stämmen, die die Ruder überhaupt nicht kennen und die Boote nur mit langen Stangen stoßen. Diese Leute nannten sich *Aju tori* (*aju* = Mensch). Sie trugen die Haare zu einem

Schopf aufgebunden und darauf eine Art geflochtene Mütze, Schamshürzen hatten sie nicht, waren aber auf Brust und Gesicht schwarz bemalt. Einmal wurden wir von einem großen Baumstammboot eingeholt und durch Gesenken und Schreien aufgefordert, ins Dorf zu kommen. Wie wir uns dem Dorf nähern, ist dort eine große Menge Leute versammelt, die eine Art Bauchtanz tanzten und auf langen und kurzen Bambusflöten eine ohrenbetäubende Musik vollführten. Auf einer großen Stange mitten im Dorf steckt ein Krokodilschädel. In den Hütten hängen Schweine- und Menschenunterkiefer. Die Hütten sind (s. Abb. 9) zweistöckig. Unten schlafen die Frauen auf einer etwa zwei Meter langen Lagerstätte, im oberen Stockwerk haust der Mann. Wände sind nicht vorhanden, doch reicht das Dach an beiden Seiten bis zur Erde herunter. Der Herd befindet sich unter dem Hause, da, wo die Frau schläft. Die Mjutoris unterschieden sich in ihrem ganzen Wesen wenig von den weiter abwärts wohnenden Sidjuais. Sie waren ebensolche Schwadronneure und Komödianten wie ihre Nachbarn, waren ebenso gierig auf Glasperlen und Buschmesser und ebenso froh, wenn sie uns wieder los waren. Auch hier wie schon vorher bei den Sidjuais waren es immer die jungen Leute, die fortschrittlich gesinnt, Beziehungen mit uns anknüpfen wollten, während die konservativen älteren Herren Bedenken hatten, vor dem Verkehr mit uns warnten, uns auch mit ihren Waffen bedrohten. Wirklich bedenklich ist die Sache aber niemals geworden. Sobald sich alles beruhigt hatte und Frieden geschlossen war, wurden die

Waffen auf die Erde gelegt. Bis dahin trug jeder einen Bogen und ein Bündel Pfeile in der rechten Hand und einen einzigen Pfeil in der linken. Während am unteren Mamberamo bei den Koassas und Vorumessus die Kasuarkrause zum Schmuck des Kriegers



Abb. 9. Eingeborenenhütte am oberen Mamberamo

gehörte, trugen hier nur die kahlköpfigen alten Leute gleichsam als Perücke eine solche Krause aus Kasuarfedern. Nasengabeln und Nasenpföcke fehlten fast bei keinem Manne. Der Tabak, der in allen Gärten in großer Menge angebaut wurde, wurde — meistens grün — als Zigarre oder auch aus Bambuspfeifen geraucht. Die Weiber trugen einen Schamshurz aus

Rindentüchern und waren nicht scheuer als ihre Männer. Auch hier wieder wurde alle schwere Arbeit von den Frauen getan.

Als wir das Gebiet der Aju Tori verließen, kamen wir mit einem Stamm in Verührung, der doch einen etwas unheimlichen Eindruck machte. Es waren herkulisch gebaute Kerle mit furchtbar langen Beinen, die in einem Sumpfwalde hausten und auch wirklich wie die Störche im Sumpfe einherstolzten. Es waren ungefähr die rohesten und wildesten Leute, die ich während meines Aufenthaltes in Neuguinea kennengelernt hatte. Sie liefen uns im Wasser nach, umdrängten unser Boot, hielten es fest, berührten und faßten alles an. Nebenbei waren sie sehr unverschämt, wollten für ein bißchen Sago ein Buschmesser oder ein Paket Tabak haben, schimpften und schwadronierten und machten in gar nicht mißzuverstehender Weise die Gebärde des Totschlagens und Auffressens. Schließlich wurde es mir zu bunt. Ich klopfte den Allzuaufdringlichsten freundschaftlich aber energisch auf die Finger und ließ, als sie einen Moment losließen, das Boot mittstroms bringen, wohin sie uns, da sie keine Boote hatten, nicht so leicht folgen konnten. Meinen Leuten hatten sie einen solchen Schreck eingejagt, daß sie auf Deibel komm raus, trotzdem es bereits Nacht war, noch eine Stunde ruderten und wir in völliger Dunkelheit das Zelt aufschlagen mußten, und zwar, wie sich nachher herausstellte, mitten in einen Ameisenhaufen. Da ringsherum viele Wege verliefen, ließ ich der Vorsicht halber alle meine Gewehre abfeuern und blieb bei brennender

Lampe wach. Am nächsten Morgen trafen wir eine Menge Boote mit unseren Sumpfriesen vom Tag vorher, die uns den Weg abzuschneiden suchten und uns von allen Seiten umringten. Schon mache ich wieder einmal klar zum Gefecht, da bieten sie uns Sago, Bananen, Brotwurzeln, Bogen und Pfeile zum Kauf an.

Nach langem Handeln entfernen sie sich, nur zwei begleiten uns noch eine Weile und sind sehr nett, schwätzen aber unaufhörlich auf uns ein, ohne daß wir sie verstehen können. Auch sie trugen Mützchen aus Baumrinde auf dem Kopf, Federn im Haar und Schärpen aus getrockneten Blättern. Der eine hatte den Vorderkopf glatt geschoren und die übrigen Haare in Locken gedreht. So löste sich auch dieses Abenteuer in Wohlgefallen auf. Es ist schwer zu sagen, ob ich den Sumpfriesen Unrecht getan und ihre Absichten verkannt habe, oder ob sie zuerst in der Tat Böses im Schilde geführt haben und erst durch den Knall der Schüsse zur Vernunft gebracht worden sind. Ganz sicher haben sie während der Nacht unser Lager ständig umschlichen. Ich habe sie sowohl gehört als auch am nächsten Morgen ihre frischen Fährten gefunden. Gerade aus dem letzten Beispiel sieht man so recht, wie unberechenbar diese Wilden sind. Der Verkehr mit ihnen bleibt eben letzten Endes doch immer ein Lotteriespiel. Vielleicht geht's gut, es kann aber auch ganz anders kommen, wie die zahlreichen Opfer (Ehlers, Damköhler u. a.) beweisen, die in Neuguinea den Pfeilen und Keulen der Eingeborenen zum Opfer gefallen sind.

Der Südfluß

Endlos wälzt der Mamberamo sein trübes Wasser dahin. Moraftige Ufer mit Schilf und Zuckerrohr, armseliger Niederwald, wenig Tiere, aber viel Moskitos. Mißmutig fahren wir weiter. Fern im Süden winken lockend die hohen Berge des Zentralgebirges, auf deren Gipfel wir die Bäume sich im Winde bewegen sehen, aber der Fluß zieht immer weiter nach Westen, kann sich nicht entschließen, endlich nach Süden, den Bergen entgegen, zu fließen. Da auf einmal, als wir am wenigsten dran denken, öffnet sich zu unserer Linken ein breiter Nebenfluß, der direkt von Süden, direkt von dem Ziel unserer Wünsche zu kommen scheint. Freudig biegen wir ein, und mit einem Schlage ändert sich die ganze Landschaft. Herrlicher Hochwald mit schönem, festen Boden umgibt die Ufer des Flusses, der selbst, ein Kind der Berge, klares, bis fast zum Grund durchsichtiges Wasser führt. Der lang entbehrte Gesang des Flötenvogels begrüßt uns, und im herrlichsten Sonnenschein glänzen im Süden in noch nie geschauter Pracht die hohen Spitzen der Berge. Nun wurde unser Tisch auch wieder besser bestellt, der Wald lieferte Schweine, Lauben und andere Vögel, nur

schade, daß wir keine ordentlichen Gewehre mehr hatten. Eines Tages sahen wir einen Vogel, den wir bis dahin noch nie erblickt hatten, einen sogenannten Schlangenhalsvogel, auf einem Baum sitzen. Es sind dies in Indien ziemlich häufige Vögel mit entenzartigem Fuß und, wie der Name sagt, außerordentlich langem Halse. Zweimal versuchte Simon zu schießen. Beide Male versagte der elende Vorderlader. Da schmeißt er wütend das Gewehr weg und wirft mit einem Knüttel nach dem Tier. Dies war trotz alledem während der ganzen Zeit ruhig sitzen geblieben und hatte sich nicht gerührt, so daß Herr Riggensbach dessen Gewehr ausnahmsweise mal losging, ihn aus nächster Nähe herunterschließen konnte. Da hören wir auf einmal im Walde Weibergekreisch. Wir fahren herüber und sehen eine Reihe von Frauen, die mit ihren Kindern auf dem Rücken einen Tanz aufführen. Als wir ihnen ein paar Glasperlen schenken, schreien sie laut vor Freuden auf und rufen in aufgeregten Tönen in den Wald hinein. Da kamen denn auch die tapferen Männer, die vorsichtshalber erst mal ihre Frauen vorgeschickt hatten, und wollten Einkäufe machen. Männer sowohl wie Frauen trugen die Haare ringsum kurz geschoren und ließen nur auf der Mitte des Kopfes einen Schopf stehen. Nasenscheidewand und Nasenflügel waren durchbohrt, ebenso die Ohren. Die Männer waren unrasiert, trugen meist Schnurr- und Bocksbart, das Haar war ganz eng gekraust, die Beine sehr lang, die Gesichter schmal. Als Bekleidung trugen die Männer zwei Schnüre um die Hüften und vor dem Gesäß einen Schwanz aus Kasuarfedern, die

Frauen einen Lendenschurz, der gewöhnlich sehr mangelhaft war. Jrgendwelchen Schmuck, außer Schmucknarben, hatten sie nicht; Bogen und Pfeile ebenso wie die Boote waren von rohester Arbeit. Besser waren ihre Steinärte und Steinbeile, die sie offenbar aber nicht selbstverfertigt, sondern anderweitig eingetauscht hatten. Merkwürdig war die Art und Weise, wie sie Bäume fällten. Die Stämme wurden nicht mit scharfen Beilen umgehauen, sondern mit eiförmigen Steinen, die an langen Stöcken festgebunden waren, solange zerklopft und zermürbt, bis sie umfielen. Die Hütten waren von gleicher Bauart wie am Mamberamo, aber auch viel roher und armseliger. Die Leute scheinen hier viel weniger kriegerisch zu sein als weiter flussabwärts und demnach war auch ihr ganzes Benehmen freundlicher und harmloser. Männlein sowohl wie Weiblein tanzten bei jeder Gelegenheit, und zwar meist eine Art Wackeltanz, ähnlich wie Charlestone oder Blackbottom. Die Freude, wenn einer ein Messer eintauschte, ist gar nicht zu beschreiben. Er tanzt herum und probiert das Messer an allen Bäumen und Sträuchern, dann muß es sein Nachbar probieren, dann die Frauen und schließlich tanzt das ganze Dorf unter lautem Freudengeheul. Ihre Hauptbeschäftigung ist wohl die Fischerei, denn die meisten Tauschartikel, die sie uns anboten, waren Fischernetze; auch sahen wir wiederholt die kleinen Bäche durch Fischzäune abgesperrt. Am unteren Südfuß, wie ich den Fluß genannt habe, werden überall in den Gärten Bananen, Brotwurzeln und auch Tabak gebaut. Kokospalmen haben wir seit

dem Verlassen des van Rees-Gebirges nicht mehr gefunden.

Wie alle Papuas am Mamberamo trugen auch die Südfußleute ihr ganzes Eigentum in schön gearbeiteten Filettaschen auf dem Rücken bei sich. Die Taschen waren mit Vogelschnäbeln und Kasuarhelmen verziert. Einmal kaufte ich einem Mann solch eine Tasche gegen ein Buschmesser ab. Plötzlich fängt er laut zu weinen an wie ein Kind, weil er in der Tasche einen Dolch aus Kasuar Knochen und ein Messerchen aus Eisen vergessen hatte. Ich konnte ihn nur mit Mühe beruhigen, indem ich ihm einen Kranz schöner Glasperlen für seine Kostbarkeiten gab. Diese Eisenmesserchen, die wir hier und auch sonst am Obermamberamo fanden, sind ganz offensichtlich biakische Arbeit. (Biak, siehe die Karte, ist eine von den der Gelwinckbai vorgelagerten Inseln, auf der eine ganz primitive Schmiedekunst betrieben wird.) Es ist nur interessant, wie weit ins Innere von Neuguinea die Produkte der Küste gewandert sind. Die Leute fanden offenbar großen Gefallen an uns, fortwährend kamen Boote unter großem Geschrei an und begleiteten uns flussaufwärts. Dabei schwägten sie ununterbrochen auf uns ein, ein alter Herr drückte mir wenigstens fünfmal ein altes vollständig zerbrochenes Steinbeil in die Hand und wollte ein Buschmesser dafür haben, einer legte mir freundschaftlich die Hand um die Schulter und war nur mit einem Paket Tabak loszuwerden. Mitten unter den langbeinigen, großgewachsenen Leuten mit schmalen Gesichtern und guten Nasen tauchten auf einmal sehr klein

gewachsene Leute mit platten Nasen, stark vorstehenden Kiefern und niedrigen Stirnen auf, die aber demselben Stamm angehörten.

Es machte mir viel Spaß, die armseligen Hütten zu durchsuchen. Unterhalb des Daches war meist eine Art Speicher angebracht, auf dem sie ihre Vorräte aufbewahrten. Da fand man denn einen Stoß Rindentücher, Werkzeuge aus Kasuar-Knochen, steinerne Schaber, Pfriemen und Ahlen aus Knochen, hin und wieder einen getrockneten Menschenschädel und dann kleinere Werkzeuge, ein Bambusmesser, Känguruzähne, die sie zum Ritzen von Ornamenten benutzen, und richtige Perücken aus Kasuarfedern. Einmal fand ich auch Rötelsteine und sah auch hin und wieder Leute, die sich rote Streifen über das Gesicht gemalt hatten. Außerdem wurden Reiherfedern, Kronentaubenhuppen und bunte Papageienfedern, offenbar als Schmuck zum Tanz bei den Festen, in Bambusröhren aufbewahrt.

Die Strömung des Flusses, der sich nach kurzem Südlauf auch wieder westwärts gewandt hatte, wurde von Tag zu Tag stärker, so daß wir bald nach Sitte der Papuas die Ruder weglegten und unser Boot auch mit langen Stangen vorwärts stießen. Zur Nachtzeit mußte es in den Bergen offenbar furchtbar regnen, denn der Fluß stieg manchmal gegen Mitternacht ganz plötzlich um 2–3 m. Das wäre uns einmal beinahe zum Verderben geraten. Wir hatten unser Lager etwa 3 m über dem Flusse in einer kleinen Lichtung des Waldes aufgeschlagen. Am Ufer stand ein großer Baum, dessen Zweige weit über das Wasser ragten. Als nun die Flut

kam und das Boot in die Höhe hob, wurde es gegen diese Zweige gedrückt, und so unter Wasser gesetzt. Glücklicherweise war es vorn und hinten festgebunden.

Infolge des furchtbaren Gewitterregens hatte ich sehr unruhig geschlafen und war mit meinen Träumen, wie in letzter Zeit so oft, über Meere und Länder gewandert. Da — gegen 4 Uhr — erwache ich durch ein glücksendes Geräusch. Ich denke natürlich sofort an einen Überfall und bin im Nu in den Kleidern. Plötzlich hörte ich Unnus rufen: „Kita punja sampan karam“ (unser Boot ist untergegangen). Das war eine schöne Bescherung! Also zum zweitenmal um alle Früchte meiner Arbeit gebracht und außerdem im Innersten von Neuguinea ohne Boot rettungslos verloren. Es goß in Strömen. Im Regenmantel eilte ich zum Strand; Simon und Dskar saßen schon unten. Gott sei Dank, die Stricke waren nicht gerissen, das Boot hatte sich zwischen den Wurzeln verfangen und lag nur wenige Zentimeter unter Wasser. „Bunkar barang“, rufe ich herunter (Gepäck ausladen). Simon und Dskar arbeiten wie die Teufel. Wirkliche Prachtkerle, die noch weit besser und zuverlässiger sind als meine gewiß tüchtigen Malaien. Es kann schließlich alles geborgen werden bis auf einen sehr schönen weißen Kuskus und eine Büchse Spiritus. Die hatte der Strom fortgeschwemmt. Am nächsten Morgen habe ich an der Stelle, an dem ich am Abend vorher 45 cm gemessen hatte, 4 m Wassertiefe gelotet und eine Strömung von 10–12 m/sec festgestellt. Mächtige Bäume, oft ganze Inseln, schwammen zu Tal. Zum Glück brannte eine prachtvolle Sonne vom Himmel

herunter, so daß wir alles trocknen konnten. 40 Pakete Tabak freilich mußten wir blutenden Herzens wegwerfen, weil die so naß waren, daß sie nicht mehr getrocknet werden konnten. Auf dem weggeworfenen Tabak saßen dann bald Myriaden von stachellosen Bienen.

Der Verlust des Tabaks war um so schmerzlicher, als wir inzwischen in eine Gegend gekommen waren, wo auch der Tabak unbekannt war. Am Unterlauf des Flusses hatten wir noch überall Tabakpflanzen gefunden und manche grüne Papuazigarre geraucht. Hier aber war das Rauchen den Leuten fremd, und ich hatte mir die Eingeborenen auf Lage verscheucht, weil ich einem alten Mann eine Zigarette geschenkt hatte, die er, kaum daß er sie in den Mund genommen hatte, unter allen Zeichen fürchterlichen Abscheus wegwarf. Mein erstes Zusammentreffen mit den Bewohnern des oberen Südfusses war sehr komisch. Eines Vormittags höre ich ein furchtbares Geschrei in den Tönen höchster Angst: wau wau nawadie (wau, wau, kommt her). In einem elenden Boot steht ein Mann, Gesicht und Brust weiß bemalt, mit einem Stienband aus Muscheln, in das er links und rechts grüne Zweige und in die Mitte ein rotes Blatt gesteckt hat. Es ist ein schlanker, ganz nackter Bursche mit Schnurr- und Backenbart, schmalem Gesicht, hoher Stirn und sehr langen Beinen. In der Nase trägt er Nasenpflock und Nasengabel, hinter ihm stehen fünf Weiber, ebenfalls weiß bemalt, sonst ganz nackt, nur mit Nasengabeln bekleidet. Die eine davon ist sogar ganz niedlich und versucht trotz ihrer Angst durch die vorgehaltenen

Finger zu kokettieren. Der Mann hält in der Hand einen Zweig mit grünen Bananen, mit denen er ununterbrochen winkte. Alle zitterten vor Angst, und die Frauen rollten immerfort die Fäuste umeinander, tanzten von einem Bein aufs andere und riefen ununterbrochen wau, wau. Sie beruhigten sich erst, als Herr Riggerbach gleichfalls mit grünen Zweigen winkte und auch ich von einem Bein aufs andere zu tanzen, mit den Fäusten zu rollen und wau, wau, wau zu schreien begann. Nachdem so Frieden geschlossen war, kam auch der Rest des Stammes, völlig waffenlos aus dem Walde hervor. Auch hier haben wieder die tapferen Kavaliere den Damen den Vortritt gelassen.

Inzwischen waren wir immer tiefer ins Gebirge eingedrungen, immer mächtiger und imposanter erschienen die hohen Berge, aber immer reißender wurde die Strömung, so daß es nicht mehr möglich war, die ganze Expedition weiter vorzubringen. Ich legte daher auf einem Hügel der Vorberge ein großes Biwak an und beschloß, mit der Hälfte der Leute, soweit als möglich zu Wasser und dann zu Lande den Endsturm auf die Berge zu versuchen. Irgendwelche Gefahr für die Zurückbleibenden bestand ja nicht, da die Bevölkerung absolut friedlich war und der Wald von Kronentauben, Paradiesvögeln, Kasuaren und Känguruhs wimmelte. Der Ausleger wurde nun von dem großen Boote abgenommen, und Simon, Oskar, Unnus, Kujo und ich fuhren los, während Riggerbach, der Sergeant-Major, Mansur, Siun und Jeremias zurückblieben. Ohne Ausleger schaukelte das Boot zwar

recht erheblich, wir kamen aber doch viel rascher vorwärts. Bald wendete sich der Fluß endgültig nach Süden. Der Charakter der Landschaft war schon vollkommen hochgebirgsmäßig. Bergkasuarine und Baumfarne umstanden die Ufer. Die Hänge waren mit Rhododendron und wilden Arekapalmen bedeckt.

Die Eingeborenen waren von derselben Art, wie wir sie an unserem Bivak getroffen hatten. Immer wurden die Frauen vorgeschickt, die uns mit Wauwau-Schreien, Täufterollen und Tänzen begrüßten. Auch hier waren die Leute außerordentlich friedfertig, kamen immer ohne Waffen und halfen uns bereitwillig, wenn das Boot über eine der zahlreichen Kiesbänke geschoben werden mußte. Ihnen selbst schienen Boote gänzlich unbekannt zu sein, wir sahen niemals welche. Auch Eisen kannten sie nicht. Als ich einem Mann ein Messer schenkte, sieht er es verständnislos an und wirft es fort. Immer tiefer dringen wir in das Gebirge ein, immer schmaler wird der Fluß, immer reißender die Strömung. Die Farbe des Wassers ist hellgrün und kristallklar. An vielen Stellen muß das Boot über Kiesbänke und Steingeröll herübergeschleift werden. Mit langen Haken ziehen wir uns an den steilen, hochaufragenden Ufern, die aus rötlichem Konglomeratgestein bestehen, vorwärts. Überall singen die Paradiesvögel. Pandanazeen, Zwergbetelpalmen, Zwergkasuarinen und Alpenrosen der verschiedensten Arten wachsen an den steinigten Hängen. Oft hat sich der Fluß so tief eingeschnitten, daß die Ufer mehrere hundert Meter über dem Flusse liegen. Von den Bergen stürzen Gießbäche zu Thal. Und vor

uns im Süden erscheint jetzt die innerste, die höchste Kette des Zentralgebirges, deren Spitzengipfel von ewigem Eise bedeckt sind. Aber nur in den frühen Morgenstunden hat man den Anblick der Bergriesen. Um 8 Uhr spätestens ziehen dichte Nebel aus den Thälern herauf und verhüllen die Gipfel. Gewöhnlich gegen 4 Uhr nachmittags und 4 Uhr morgens brachen starke, langdauernde Gewitterregen los.

Endlich kommen wir an eine Stelle, wo die Strömung so reißend ist, daß es unmöglich weiter geht. Wir legen also an und erbauen ein Lager, ziehen unser Boot an Land und befestigen es sorgsam. Zur Bewachung wird ein Mann zurückgelassen, mit Proviant für acht Tage und dem Befehl, nach sieben Tagen zu Riggerbach zurückzukehren. Dann geht es zu Fuß weiter südwärts. In drei bis vier Tagen hoffe ich, mein Ziel zu erreichen. Bei unserer geringen Zahl mußten die einzelnen Lasten auf das geringst mögliche Maß beschränkt werden. Jeder, ich inbegriffen, lud sich 10 Kilo auf, und nun ging's los. Zuerst durch niedrigen feuchten Wald. Farne und Orchideen schmazogen auf den Bäumen. An langen Lauen hängen die Kannen der Nepenthes, fleischfressende Pflanzen, herab. Nebelschwaden weben durch das Dickicht. Alles ist naß und glitschig. Nirgends ist ein Tier zu sehen, ein Vogel zu hören.

Gegen Abend bauen wir uns eine notdürftige Hütte aus Blättern und Baumrinde. Ein fürchterlicher Regen durchnäßt uns vollständig. Ich hatte gehofft, Leute zu treffen oder doch von der Jagd leben zu können, aber hier im feuchten Nebelwald gab es

weder Mensch noch Tier. Meine Vorräte waren sehr gering, manchen Tag habe ich außer ein paar Stückchen Brot und etwas Käse nur noch Palmenmark der hier reichlich wachsenden Arekapalme gegessen. Das schmeckt übrigens gar nicht übel, so ähnlich wie Nuss. Wir wanderten immer genau nach Süden. Tief unter uns hörten wir von Zeit zu Zeit den Fluß, der zum reißenden Gießbach geworden war, brausen. Durch tief eingeschnittene Schluchten ging der Weg bergauf und bergab, zahlreiche Bäche mit eiskaltem Wasser mußten durchwaten werden. Am zweiten Tag kamen wir zu allem Überfluß in ein Hochmoor. Ich war ja von früheren Reisen her an allerhand Feuchtigkeit gewöhnt, aber was uns hier geboten wurde, übertraf meinen Bedarf doch ganz erheblich. Die Arekapalmen waren nach und nach verschwunden, dagegen trafen wir jetzt verhältnismäßig viel Pandanazeen. Auf riesigen, moosbedeckten Stelzwurzeln standen die meisten Bäume, von deren Wipfeln phantastische Flechten herunterhingen. Bei jedem Schritt glückte der Boden unter unseren Füßen, oft versank man knietief in den übelriechenden Sumpf. Um uns, über uns, unter uns brauten die Nebel, alles verhüllend und verdeckend, so daß an Peilungen der Berge nicht zu denken war. Von allen Zweigen rieselte und rann es und tropfte es feucht hernieder. Langsam gewannen wir an Höhe, nun traten vereinzelt riesige Baumfarne auf, in greifbarer Nähe winkte der offene, trockene Bergwald. Da wir meiner Berechnung nach in der Luftlinie von dem höchsten Gipfel, dem Carstens-
top, nicht mehr als 15–20 km entfernt sein konnten,

beschloß ich, ein Außerstes zu wagen, schickte zwei von meinen drei Leuten zurück — wir hatten den Weg gut markiert — und ging mit Simon allein weiter. Nach einem furchtbar ermüdenden Marsch durch Klüfte und Schluchten merkten wir am Abend, daß wir uns in Regen und Nebel total verlaufen hatten und völlig von der Richtung abgekommen waren. Ein Stück Brot und Suppe von einem leider sehr kleinen Bergpapagei, der uns trotz seiner fabelhaften Zähigkeit trefflich mundete, beschloß den Abend. Schlimm war es nur, daß auch das Rauchzeug so durchnäßt war, daß wir sogar auf den einzigen Genuß, die Abendzigarette, verzichten mußten.

Da es schon sehr spät war und wir hundemüde waren, beschlossen wir, zumal das Wetter sich inzwischen aufgeklärt hatte, keine Hütte zu bauen, sondern wickelten uns einfach in unsere Decken, rückten uns ans Feuer und schiefen bald den Schlaf des Gerechten. Gegen Morgen träume ich, daß mir ein alter Schulkamerad, den ich immer schon nicht leiden konnte, in regelmäßigen Abständen auf die Nase spuckt. Es hatte natürlich wieder zu regnen begonnen, und all unser Zeug schwamm förmlich. Der halbe nächste Tag verstrich mit Trocknen unserer Sachen. Damit war aber jede Aussicht vernichtet, den weiteren Vormarsch zu erzwingen. Wohl oder übel mußte ich mich schweren Herzens zur Umkehr entschließen. Wie ich später feststellen konnte auf 137° 15' östl. L. und 3° 50' südl. Br., also 22 km vom Carstentop entfernt! Glücklicherweise hatte Petrus ein Einsehen und ließ die Sonne scheinen. Mit Hilfe von Sonne, Uhr und Kompaß kamen wir

einigermaßen wieder auf den richtigen Weg und stiegen langsam zum Südfuß herunter. Um nicht noch einmal den furchtbar anstrengenden Rückmarsch durch den feuchten Wald machen zu müssen, wollten wir versuchen, ein Floß zu bauen. Beim ersten Versuch sinkt es unter meiner Last so weit unter, daß ich bis zum Nabel im eiskalten Wasser sitze. Wie wir noch beratschlagen, was nun zu tun wäre, höre ich plötzlich lautes Geschrei. Erstaunt blicke ich um. Da steigen meine drei Leute, die ich zurückgelassen hatte, von den Felsen herunter und bringen Tabak, Tee, eingesalzenes Fleisch und Chinin. Die braven Kerle hat die Sorge nicht ruhen lassen. Alte Waldleute, wie sie sind, haben sie bald unsere Spur aufgefunden und kamen jetzt wirklich sehr zupafß. Mit vereinten Kräften versuchen wir ein neues Floß zu bauen. Aber es will nicht werden, und da es spät geworden ist, schlagen wir auf einem Felsvorsprung 50 m über dem Flusse unser Lager auf. Noch ist das Haus nicht ganz fertig, da fängt es richtig wieder zu pladdern an. Aber das Feuer brennt schon, und fröstelnd und zähneklappernd setzen wir uns in Decken gehüllt zum lärglichen Abendmahl herum. Am nächsten Morgen versuchen wir es von neuem, aber mehr als zwei Mann kann das Floß nicht tragen. Ich lasse also Simon und Unus mit dem Gepäck vorausfahren und trete mit Kujo und Dskar den Rückmarsch zu Fuß an. An einer ganz bestimmten Stelle, wo der Fluß überschritten werden mußte, sollten die Floßfahrer auf uns warten. Als wir aber gegen Abend nach einer sehr anstrengenden Kraxelei zum Fluß herunterstiegen, sind die beiden Leute natür-

lich nicht da. Wir bauen uns also eine Blätterhütte und verbringen bei strömendem Regen hungrig und frierend eine unruhige Nacht. Ein Floß, das wir drei uns am nächsten Tage bauten, scheitert nach kurzer Fahrt. Mit Mühe kann ich mich in eine steile Wand retten, die ich nun, in der einen Hand mein Routenbuch haltend, etwa 100 m hoch, senkrecht aufsteigend ohne Schuhe erklettern muß. Die Hänge waren allerdings mit Alpenrosen und Larussträuchern dicht bewachsen, so daß ich wenigstens einen Halt hatte. Hinter mir kletterten Kujo mit meinen glücklich noch erwischten Schuhen und Dskar mit unserem einzigen Buschmesser nach. Nach halbständigem Marsch sahen wir unter uns eine Sandbank, die ein bequemes Überschreiten des Baches verhieß. Also wieder auf halbrecherischen Pfaden herunter, den reißenden Bach bis zum Hals im Wasser durchwatet und dann in Eilmärschen zu unserem Lager, wo wir endlich gegen Abend eintrafen und nach 30 Stunden etwas zu essen, ein Dach und leidlich trockenes Zeug fanden. Auch die beiden Floßfahrer trafen am nächsten Morgen wieder ein. Sie waren natürlich ebenfalls gescheitert, hatten mit den schweren Lasten nicht mehr rechtzeitig ins Lager kommen können und noch eine zweite Nacht unter freiem Himmel bei strömendem Regen verbringen müssen.

Mit vieler Mühe wurde nun das Boot ins Wasser geschoben und die Rückfahrt angetreten. Zu Mittag rasteten wir in einer verlassenem Hütte. Hier fand ich einige geräucherte Schädel sowie zwei kindliche Unterkiefer, die an einem Tragband

einigermaßen wieder auf den richtigen Weg und stiegen langsam zum Südfluß herunter. Um nicht noch einmal den furchtbar anstrengenden Rückmarsch durch den feuchten Wald machen zu müssen, wollten wir versuchen, ein Floß zu bauen. Beim ersten Versuch sinkt es unter meiner Last so weit unter, daß ich bis zum Nabel im eiskalten Wasser sitze. Wie wir noch beratschlagen, was nun zu tun wäre, höre ich plötzlich lautes Geschrei. Erstaunt blicke ich um. Da steigen meine drei Leute, die ich zurückgelassen hatte, von den Felsen herunter und bringen Tabak, Tee, eingesalzenes Fleisch und Chinin. Die braven Kerle hat die Sorge nicht ruhen lassen. Alte Waldleute, wie sie sind, haben sie bald unsere Spur aufgefunden und kamen jetzt wirklich sehr zupafß. Mit vereinten Kräften versuchen wir ein neues Floß zu bauen. Aber es will nicht werden, und da es spät geworden ist, schlagen wir auf einem Felsvorsprung 50 m über dem Flusse unser Lager auf. Noch ist das Haus nicht ganz fertig, da fängt es richtig wieder zu pladdern an. Aber das Feuer brennt schon, und fröstelnd und zähneklappernd setzen wir uns in Decken gehüllt zum karglichen Abendmahl herum. Am nächsten Morgen versuchen wir es von neuem, aber mehr als zwei Mann kann das Floß nicht tragen. Ich lasse also Simon und Unus mit dem Gepäck vorausfahren und trete mit Kujo und Oskar den Rückmarsch zu Fuß an. An einer ganz bestimmten Stelle, wo der Fluß überschritten werden mußte, sollten die Floßfahrer auf uns warten. Als wir aber gegen Abend nach einer sehr anstrengenden Kraxelei zum Fluß herunterstiegen, sind die beiden Leute natür-

lich nicht da. Wir bauen uns also eine Blätterhütte und verbringen bei strömendem Regen hungrig und frierend eine unruhige Nacht. Ein Floß, das wir drei uns am nächsten Tage bauten, scheitert nach kurzer Fahrt. Mit Mühe kann ich mich in eine steile Wand retten, die ich nun, in der einen Hand mein Routenbuch haltend, etwa 100 m hoch, senkrecht aufsteigend ohne Schuhe erklettern muß. Die Hänge waren allerdings mit Alpenrosen und Larussträuchern dicht bewachsen, so daß ich wenigstens einen Halt hatte. Hinter mir kletterten Kujo mit meinen glücklich noch erwischten Schuhen und Oskar mit unserem einzigen Buschmesser nach. Nach halbstündigem Marsch sahen wir unter uns eine Sandbank, die ein bequemes Übersetzen des Baches verhieß. Also wieder auf halbrecherischen Pfaden herunter, den reißenden Bach bis zum Hals im Wasser durchwatet und dann in Eilmärschen zu unserem Lager, wo wir endlich gegen Abend eintrafen und nach 30 Stunden etwas zu essen, ein Dach und leidlich trockenes Zeug fanden. Auch die beiden Floßfahrer trafen am nächsten Morgen wieder ein. Sie waren natürlich ebenfalls gescheitert, hatten mit den schweren Lasten nicht mehr rechtzeitig ins Lager kommen können und noch eine zweite Nacht unter freiem Himmel bei strömendem Regen verbringen müssen.

Mit vieler Mühe wurde nun das Boot ins Wasser geschoben und die Rückfahrt angetreten. Zu Mittag rasteten wir in einer verlassenen Hütte. Hier fand ich einige geräucherte Schädel sowie zwei kindliche Unterkiefer, die an einem Tragband

zusammen mit einem Flederwisch aus Kasuarfedern an einem Knochendolch unter dem Dache hingen. Vor dem Hause lag ein großer Haufen aufgespaltener und angekohlter Menschen-, Schweine- und Kasuar-knochen, wahrscheinlich war hier vor kurzem ein Männerhausfest gefeiert worden. Abends waren wir wieder mit dem Rest unserer Leute vereint. Herr Riggerbach hatte fleißig gesammelt und vor allen Dingen auch große Mengen Sago eingetauscht.

Gegenüber vom Lager auf der anderen Seite des Flusses lag ein Dorf, nicht am Flußufer, sondern etwa 200 m landeinwärts im Walde. Das plötzlich und oft ganz überraschend einsetzende Hochwasser macht offenbar die Anlage von Niederlassungen direkt am Fluß unmöglich. In diesem Dorfe hatte eine alte Frau den Oberbefehl und hielt strenges Regiment. Nicht ein Bröckchen Sago, nicht eine Banane durfte ohne ihre Erlaubnis verkauft werden. Sie führte alle Verhandlungen mit uns, während die Männlein im Hintergrunde zitterten. Als ihr der Sergeant-Major unter das Kinn faßte und ihr die Backen klopfte, grünte sie über das ganze Gesicht, zeigte aber gleich richtig stolz und zärtlich auf einen Mann, den sie als ihren Gatten bezeichnete. Derartige Zeichen eines besonders innigen Ehelebens waren uns übrigens am oberen Südfluß schon früher aufgefallen. Immer, wenn wir mit einem Stamm in näheren Verkehr kamen, stellten uns die Weiber, die hier ja gar nicht scheu waren, voller Stolz ihre Eheherren vor.

Der letzte Versuch

Während unseres Vormarsches waren wir in Höhen von etwa 1800–2000 Metern gekommen, die Grenze des Nebel- und Mooswaldes war fast erreicht, nur der vollständige Mangel an Nahrungsmitteln hatte mich zur Umkehr gezwungen. Aber noch wollte ich die Waffen nicht strecken. Ich beschloß, eine größere Menge Sago einzutauschen, meinen Präparator Herrn Riggerbach mit fünf Leuten zur Küste zurückzusenden und selbst mit den drei übrigen noch einen Versuch auf einem anderen Wege, der mir sehr aussichtsreich schien, zu machen. Vor allem mußte ich ein Eingeborenenboot erwerben, mit dem ich möglichst weit ins Gebirge zu Wasser vordringen konnte. Nach langen vergeblichen Versuchen gelang es mir endlich, gegen drei Messer, ein großes Stück rotes Tuch und einen Haufen Glasperlen einen elenden, halbverrotteten Einbaum zu erstehen, der aber für meine Zwecke ausgezeichnet geeignet war. Schwieriger war die Beschaffung von Sago. Schließlich schlug ich selbst ein paar Sago-bäume um und machte mir eine eigene Sagofabrik auf. Meine Leute brummten zwar ob der ungewohnten Arbeit, aber was wollten sie machen? Riggerbach

zusammen mit einem Flederwisch aus Kasuarfedern an einem Knochendolch unter dem Dache hingen. Vor dem Hause lag ein großer Haufen aufgespaltener und angekohlter Menschen-, Schweine- und Kasuar-knochen, wahrscheinlich war hier vor kurzem ein Männerhausfest gefeiert worden. Abends waren wir wieder mit dem Rest unserer Leute vereint. Herr Riggerbach hatte fleißig gesammelt und vor allen Dingen auch große Mengen Sago eingetauscht.

Gegenüber vom Lager auf der anderen Seite des Flusses lag ein Dorf, nicht am Flußufer, sondern etwa 200 m landeinwärts im Walde. Das plötzlich und oft ganz überraschend einsetzende Hochwasser macht offenbar die Anlage von Niederlassungen direkt am Fluß unmöglich. In diesem Dorfe hatte eine alte Frau den Oberbefehl und hielt strenges Regiment. Nicht ein Bröckchen Sago, nicht eine Banane durfte ohne ihre Erlaubnis verkauft werden. Sie führte alle Verhandlungen mit uns, während die Männlein im Hintergrunde zitterten. Als ihr der Sergeant-Major unter das Kinn faßte und ihr die Backen klopfte, grientete sie über das ganze Gesicht, zeigte aber gleich richtig stolz und zärtlich auf einen Mann, den sie als ihren Gatten bezeichnete. Derartige Zeichen eines besonders innigen Ehelebens waren uns übrigens am oberen Südfluß schon früher aufgefallen. Immer, wenn wir mit einem Stamm in näheren Verkehr kamen, stellten uns die Weiber, die hier ja gar nicht scheu waren, voller Stolz ihre Eheherren vor.

Der letzte Versuch

Während unseres Vormarsches waren wir in Höhen von etwa 1800–2000 Metern gekommen, die Grenze des Nebel- und Mooswaldes war fast erreicht, nur der vollständige Mangel an Nahrungsmitteln hatte mich zur Umkehr gezwungen. Aber noch wollte ich die Waffen nicht strecken. Ich beschloß, eine größere Menge Sago einzutauschen, meinen Präparator Herrn Riggerbach mit fünf Leuten zur Küste zurückzusenden und selbst mit den drei übrigen noch einen Versuch auf einem anderen Wege, der mir sehr aussichtsreich schien, zu machen. Vor allem mußte ich ein Eingeborenenboot erwerben, mit dem ich möglichst weit ins Gebirge zu Wasser vordringen konnte. Nach langen vergeblichen Versuchen gelang es mir endlich, gegen drei Messer, ein großes Stück rotes Tuch und einen Haufen Glasperlen einen elenden, halbverrotteten Einbaum zu erstehen, der aber für meine Zwecke ausgezeichnet geeignet war. Schwieriger war die Beschaffung von Sago. Schließlich schlug ich selbst ein paar Sago-bäume um und machte mir eine eigene Sagogabrik auf. Meine Leute brummtten zwar ob der ungewohnten Arbeit, aber was wollten sie machen? Riggerbach

und die anderen waren längst fort. Nach zwei Wochen angestrengten Sagoklopfens hatten wir glücklich zwei Petroleumbleche voll Sago geschafft. Als Eingangspforte wählte ich einen kleinen Nebenfluß des Südflusses, den ich Freitagsfluß getauft habe, und gelangte mit meinem Boot, wenn man einen hohlen, vorn notdürftig mit Lehm verklebten Baumstamm Boot nennen darf, am Heiligabend wieder an eine Stelle, wo es nicht weiter ging. Aber diesmal hatte ich ja einen reichlichen Vorrat von Sago und Bananen bei mir, so daß ich sicher war, mein Ziel auf dem Fußmarsch zu erreichen. Schmalhans war in der letzten Zeit Küchenmeister bei mir gewesen. In meinem Tagebuch stehen unter dem Datum des Vierundzwanzigsten die Worte: Ich möchte einmal ganz trocken sein, einmal wieder reines Zeug tragen und mich einmal wieder satt essen. Letzteres allerdings geschah am Heiligen Abend. Simon erlegte einen jungen Kasuar, den alten hat er leider gefehlt. Aber wir waren auch dafür dankbar, besonders da das Tier, das etwa die Größe eines jungen Truthahns hatte, außerordentlich saftig und am Spieß gebraten geradezu eine Delikatesse war. Bald loderten mächtige Feuer zum Himmel, und während ich zu den Sternen hinaufträumte, sang Simon, mein christlicher Papua: Stille Nacht und Du selige, o du fröhliche Weihnachtszeit.

Am nächsten Morgen weckte uns der Gesang des Flötenvogels. Nach einem fürstlichen Frühstück — Kasuarschinken auf Sagobrot — schmeckt wie Kasseler Rippenspeer — brachen wir auf. Überall stießen wir auf Wild- und Jagdpfade und

fanden — ein gutes Zeichen — Schwein- und Kasuarspuren in Menge. Nun ging's immer im Bache direkt nach Süden, die Strömung wurde immer stärker, doch reichte uns das Wasser nur bis an die Knöchel. Mählich weicht der Sandgrund erst feinem, dann immer größerem Geröll, und gegen Abend kommen wir an eine Stelle, die mir zum Einstieg in einen ziemlich steil aufragenden Berg geeignet erschien. Hier machten wir ohne Decken, Schlafmatten und Moskitonez Nachtquartier in einem trockenen Bach. Ursprünglich hatte ich noch am selben Tag ins Lager zurückkehren wollen, war aber von der Dunkelheit überrascht worden. Der nächste Tag sollte zu Refognoszierungen dienen. Ich sandte daher gegen Mittag Kujo und Mansur zurück, nachdem wir einen steilen Grat bis auf etwa 1200 Meter Höhe erklettert hatten, um unser Gepäck an den Einstiegsort zu bringen. Meiner Meinung nach war es undenkbar, daß sie sich verlaufen konnten, da wir ja den Weg nach unserer Gewohnheit mit Buschmesserhieben markiert hatten und beide Jungen außerdem hervorragende Walbläufer waren. Aber es kam schon wieder anders, als ich dachte. Die Pechsträhne wollte nicht abreißen, trotzdem ich vorsorglich den Marsch an einem Freitag angetreten und sogar den Fluß Freitagsfluß genannt hatte.

Der Erkundungsmarsch hatte mich eigentlich recht befriedigt, es schien, als ob der Grat in langsamer Steigung an das Zentralmassiv heranzuführen wollte. Bei strömendem Regen stiegen wir wieder zu unserem Bache herunter. Von den beiden Jungen ist nichts zu sehen! Also bei sinkender Nacht stolpernd und fluchend

zurück ins Lager. Zelt, Boot und unsere Sachen, alles ist in schönster Ordnung, wie wir es verlassen haben, da, von unseren Jungen aber keine Spur! Zuerst machte ich mir keine großen Sorgen, dachte, daß sie wie wir vom Regen überrascht, irgendwo untergekrochen sind und sich verschlafen haben. Aber auch am nächsten Morgen ist trotz allen Suchens und Rufens nichts von ihnen zu entdecken. Vier Tage lang bin ich in allen Schluchten und Klüften herumgekrochen, um nach den Verlorenen zu suchen. Vergeblich, sie blieben verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt. Dafür traf ich reichlich Spuren von Eingeborenen, hörte auch Hundegekläff und fand einmal verdächtige Reste einer größeren Mahlzeit. Länger warten konnte ich nicht, weiteres Suchen wäre vollständig sinnlos gewesen. Und schließlich war ich ja selbst nun in einer recht unangenehmen Lage. Im innersten Neuguinea, einhalbtausend Kilometer Wasserweg von der Küste entfernt, allein mit einem schwarzen Begleiter! Was blieb mir also übrig, als schleunigst den Rückweg anzutreten, denn auch ein weiteres Vordringen in die Berge wäre einfach Selbstmord gewesen.

In rascher Fahrt schossen wir den Bach hinunter, in den Süßfluß hinein. In einer verlassenem Hütte beziehen wir Nachtquartier. Lautes Schreien vom anderen Ufer begrüßt uns. Fünf Kerle werfen sich in den Fluß, schwimmen herüber und — helfen uns das Boot entladen und sicher befestigen. Dann setzen sie sich zu uns zu einem endlosen Palaver. Es sind alte Bekannte von uns, die sich scheinbar nicht von uns trennen können. Zuletzt machen sie Anstalten, die

Nacht mit mir zusammen in der Hütte zu verbringen. Das hätte mir gerade noch gefehlt! Man bedenke, fünf schwer bewaffnete, vollständig unberechenbare Kerle! Höflich fordere ich sie auf, sich zu entfernen: Dola, dola (geht fort), faidja, antworten sie lächelnd, es regnet. Schließlich bringe ich sie soweit, daß sie versprechen, wegzugehen, wenn es zu regnen aufhören würde. Sehr gegen ihre Erwartung ließ der Regen wirklich nach, und nun forderte ich sie sehr ernst und nachdrücklich, ohne natürlich etwa mit der Waffe zu drohen, auf, sich fortzumachen. Und wirklich, brummend und schmollend standen sie einer nach dem anderen auf, sagten Dola (ich gehe), was soviel wie guten Abend heißt, und schwammen in dunkler Nacht wieder in ihr Dorf auf der anderen Flußseite zurück.

Das war das letzte Abenteuer, das ich mit den Eingeborenen erlebt habe, denn als ich an den Mamberamo kam, fand ich alle Niederlassungen verlassen und weit und breit keine Menschenseele. Erst wunderte ich mich sehr, besonders da die meisten Gärten noch nicht abgeerntet waren. Bald wurde ich aber über die Gründe aufgeklärt. Kaum war die Sonne untergegangen, als wir ein Gausen und Brausen hörten, als ob ungeheure Bienenschwärme sich näherten, und dann gerieten wir in ganze Wolken von Mücken, die blutgierig über uns herfielen. Der Wasserstand des Flusses war stark gestiegen, wo bei unserer Bergfahrt kleine Nebenflüsse sich in den Mamberamo ergossen hatten, wälzten sich jetzt breite Ströme daher. Überall war der Fluß über die Ufer getreten und hatte den Wald überschwemmt. Inseln,

die ich auf der Bergfahrt in die Karte gezeichnet hatte, waren jetzt verschwunden.

Meine Stimmung war natürlich die denkbar schlechteste. Der Gedanke, die zwei prächtigen Jungen verloren zu haben, war mir unerträglich; ich war so stolz darauf gewesen, daß ich mit der Beriberi und der Malaria fertig geworden war, da mußte mir nun zu guter Letzt solch ein Unglück zustoßen. Schließlich war ich ja den beiden auch aus tausend Gründen zu Dank verpflichtet. Wie rührend anhänglich und heldenhaft hatten sie sich bei dem Unglück in den Stromschnellen bewiesen, wie unermüdsich und unverdrossen hatten sie alle Strapazen mit mir geteilt! Je länger die Fahrt dauerte, desto ungeduldiger und nervöser wurde ich. So beschlossen wir denn, als wir uns den Schnellen näherten, die Nacht durchzufahren. Nur, wer etwas Derartiges selbst mitgemacht hat, kann sich einen Begriff davon machen, was wir in dieser Nacht erdulden mußten. Ich hatte mir fest eingeredet, daß die Mücken uns mitten in dem doch kilometerbreiten Fluß nicht würden erreichen können. Den Mücken aber war das scheinbar gänzlich gleichgültig. Wir hatten gut, uns in Decken einzuhüllen, uns Ärmel und Hosen zuzubinden, überall krochen sie durch und stachen. Gesicht und Hände, alles war wie mit schwarzen Schleiern bedeckt. Und dazu das teuflische Gesumme, das einen allein schon wahnsinnig machen kann. Nur zu gut begriff ich jetzt, daß die Eingeborenen sich bei Beginn der Regenzeit vom Flusse zurückgezogen und andere, weniger qualvolle Orte aufgesucht hatten.

Nach einer furchtbaren Nacht, zerstoßen und zer schlagen, an Leib und Seele zermürbt, kamen wir an das Lager, das die holländische Expedition kurz vor dem Eintritt des Mamberamo in das vanRees-Gebirge angelegt hatte. Da sehe ich zu meinem grenzenlosen Erstaunen einen Einbaum, wie er am oberen Südfluß gebraucht wird, am Ufer liegen, zugleich wird es oben im Lager laut — und winkend und schreiend kommen die beiden längst totgeglaubten Jungen zu uns heruntergestürzt. Donnerwetter, habe ich mich da gefreut! Für einen solchen Morgen hätte ich gern noch einmal eine Mückennacht auf dem Mamberamo durchgemacht. Sie hatten sich beim Abstieg verirrt, waren in ein anderes Bachtal abgekommen und hatten den Rückweg zu uns nicht gefunden. Vier Tage waren sie im Walde herumgeirrt, ohne Decken, Schlafzeug und Essen, hatten sich kümmerlich von Wurzeln und Kräutern ernährt und waren dann endlich zum Südfluß gelangt, wo sie uns befreundete Eingeborene getroffen haben, die ihnen ein Boot, Nahrungsmittel und sogar Tabak geschenkt haben! An und für sich ist es schon völlig unverständlich, daß so etwas auch nur einmal sich ereignen konnte. Aber das ist noch lange nicht alles. Sehr vernünftigerweise waren die beiden Jungen nachts gefahren und hatten sich bei Tage in irgendeinem Versteck ausgeschlafen. Da war denn, wie so oft auf dem Südfluß, gegen Mittag, als sie bereits schliefen, Hochwasser gekommen, hatte ihr Boot, ganz wie das ja auch mir einmal passiert ist, gegen einen Baumast gedrückt und zum Kentern gebracht, so daß sie abermals ohne Boot, Essen und

Feuer waren. Mit genauer Not konnten sie sich selber ans Land retten. Nach einem halben Tag trafen sie wieder auf eine andere Schar Papuas, bei denen gleichfalls alte Bekannte von uns waren, und zum zweiten Male wurden sie mit einem Boot, Essen, Feuer und Tabak versehen! Und da sage noch einer, man könne sich in dem Denken und Fühlen primitiver Menschen auskennen. Ich habe doch schließlich bei denselben Leuten sichere Überreste von Menschenmahlzeiten gesehen, weiß auch ganz genau, daß sie irgendwelchen sentimentalischen Regungen völlig unzugänglich sind! Was mag die Leute nun bewogen haben, sich meinen beiden doch völlig wehrlosen und unbewaffneten Jungen gegenüber so — so menschlich zu benehmen? Und was das Unverständlichste ist, zwischen durch sind sie in einem anderen Dorf, wo sie gleichfalls mit Namen angesprochen worden sind, sehr schlecht behandelt worden, man wollte ihnen ihre Kleider, ihre Buschmesser wegnehmen, stundenlang sind sie von einer ganzen Horde Männer, Weiber, Kinder festgehalten und bedroht worden, bis sich Kujo durch ein buntes Tuch, das er bei sich hatte, freikaufte! Also auch diese doch entschieden feindlich gesinnten Leute haben sich nicht getraut, den beiden etwas anzutun.

Wir banden nun die beiden Boote zusammen und sausten zu viert die Schnellen herunter. Als Nachwehen der Mückenzeit hatte Simon zwar starkes Fieber, füllte seinen Platz als Bootsführer aber doch ganz famos aus. Das van Nees-Gebirge war herrlich wie immer. Munter tanzten die Boote zu Tal. Über

die Bäßlerschnellen ging's, als ob man mit dem Gaul über eine Hürde springt. Ehe wir uns versahen, tauchte der Ostfort der Edischnellen vor uns auf. Die Edischnellen sind ein tosendes Meer, alle die großen Felsen stehen unter Wasser, am Ufer steht eine furchtbare Brandung. Ein großer Drecher schlägt über uns hinweg, und schon sind wir durch, ehe noch Zeit zum Fürchten gewesen ist. Sogar die hohen Steine am Westeingang sind halb vom Wasser bedeckt. Eine Viertelstunde später sind auch die Pionierschnellen durchfahren, und gegen Abend kommen wir in unser altes Lager am Naumonibach.

Hier wartet eine furchtbare Überraschung meiner. Dicht vor dem Eingang zum Lager wuchs eine prächtige Palme, über die wir uns, als sie im Oktober in Blüte stand, oft gefreut hatten. An dieser Palme hing nun eine Tafel, und auf der stand es schwarz auf weiß zu lesen, daß Riggerbach in den Bäßlerschnellen mit dem Boot umgekippt und außer dem Leben nur die Tagebücher und Routenaufnahmen gerettet hatte. Die Palme hat — Ironie des Schicksals — später von dem berühmten Neuguineaforscher und Botaniker Beccari in Florenz den Namen *Licuala Moszkowskiana* erhalten. Damals war sie für mich ein böser Unglücksbote! Meine gesamten Sammlungen aus der Ebene und dem Zentralgebirge, sechs Kisten Ethnologia, 1500 Pflanzen, 2000 Käfer und Schmetterlinge, 500 Vogel- und Säugetierbälge lagen in den Kluten des Mamberamo, verlorene Schätze, denn alles, was aus diesen Gegenden, die noch keines Naturforschers Fuß betreten hatte, stammte, war natürlich neu und

Feuer waren. Mit genauer Not konnten sie sich selber ans Land retten. Nach einem halben Tag trafen sie wieder auf eine andere Schar Papuas, bei denen gleichfalls alte Bekannte von uns waren, und zum zweiten Male wurden sie mit einem Boot, Essen, Feuer und Tabak versehen! Und da sage noch einer, man könne sich in dem Denken und Fühlen primitiver Menschen auskennen. Ich habe doch schließlich bei denselben Leuten sichere Überreste von Menschenmahlzeiten gesehen, weiß auch ganz genau, daß sie irgendwelchen sentimentaln Regungen völlig unzugänglich sind! Was mag die Leute nun bewogen haben, sich meinen beiden doch völlig wehrlosen und unbewaffneten Jungen gegenüber so — so menschlich zu benehmen? Und was das Unverständlichste ist, zwischen durch sind sie in einem anderen Dorf, wo sie gleichfalls mit Namen angesprochen worden sind, sehr schlecht behandelt worden, man wollte ihnen ihre Kleider, ihre Buschmesser wegnehmen, stundenlang sind sie von einer ganzen Horde Männer, Weiber, Kinder festgehalten und bedroht worden, bis sich Rujo durch ein buntes Tuch, das er bei sich hatte, freikaufte! Also auch diese doch entschieden feindlich gesinnten Leute haben sich nicht getraut, den beiden etwas anzutun.

Wir banden nun die beiden Boote zusammen und kauften zu viert die Schnellen herunter. Als Nachwehen der Mückennacht hatte Simon zwar starkes Fieber, füllte seinen Platz als Bootsführer aber doch ganz famos aus. Das van Rees-Gebirge war herrlich wie immer. Munter tanzten die Boote zu Tal. Über

die Bäßlerschnellen ging's, als ob man mit dem Gaul über eine Hürde springt. Ehe wir uns versahen, tauchte der Osttorwart der Edischnellen vor uns auf. Die Edischnellen sind ein tosendes Meer, alle die großen Felsen stehen unter Wasser, am Ufer steht eine furchtbare Brandung. Ein großer Brecher schlägt über uns hinweg, und schon sind wir durch, ehe noch Zeit zum Fürchten gewesen ist. Sogar die hohen Steine am Westeingang sind halb vom Wasser bedeckt. Eine Viertelstunde später sind auch die Pionierschnellen durchfahren, und gegen Abend kommen wir in unser altes Lager am Naumonibach.

Hier wartet eine furchtbare Überraschung meiner. Dicht vor dem Eingang zum Lager wuchs eine prächtige Palme, über die wir uns, als sie im Oktober in Blüte stand, oft gefreut hatten. An dieser Palme hing nun eine Tafel, und auf der stand es schwarz auf weiß zu lesen, daß Riggerbach in den Bäßlerschnellen mit dem Boot umgekippt und außer dem Leben nur die Tagebücher und Routenaufnahmen gerettet hatte. Die Palme hat — Ironie des Schicksals — später von dem berühmten Neuguineaforscher und Botaniker Beccari in Florenz den Namen *Licuala Moszkowskiana* erhalten. Damals war sie für mich ein böser Unglücksbote! Meine gesamten Sammlungen aus der Ebene und dem Zentralgebirge, sechs Kisten Ethnologia, 1500 Pflanzen, 2000 Käfer und Schmetterlinge, 500 Vogel- und Säugetierbälge lagen in den Fluten des Mamberamo, verlorene Schätze, denn alles, was aus diesen Gegenden, die noch keines Naturforschers Fuß betreten hatte, stammte, war natürlich neu und

unbekannt. Nur gut, daß ich eine größere Sammlung bereits vorher nach Hause geschickt und eine weitere im Naumonilager zurückgelassen hatte.

Pünktlich an dem Tage, den ich angegeben hatte, war ich wieder an der Mündung des Flusses. Dort wartete bereits mein liebenswürdiger Gastfreund Mynher van Ofterzee mit dem „Pelikan“ auf mich, um mich nach Manokuari abzuholen. Direkt aus dem schmierigen, rußigen Einbaum stieg ich, selbst schmierig und unrasiert, auf das schmucke saubere Schiff. Im Laufe einer halben Stunde wandelte ich mich aus einem wilden Waldmenschen in einen kultivierten Europäer, gerade die Zeit, die ich brauchte, mich zu rasieren und ein warmes Bad zu nehmen. Und jetzt ließen meine Nerven, die bis dahin aufs höchste angespannt gewesen waren, plötzlich nach, kaum fand ich noch einige Worte, um mich bei Herrn van Ofterzee zu bedanken, dann sank ich auf das ungewohnte weiche Lager zu einem totenähnlichen Schlaf. Als ich nach vierundzwanzig Stunden erwachte, waren wir auf hoher See, und weit hinter uns lag mit seinen Menschenfressern und Paradiesvögeln, seinen Stromschnellen, Schneebergen und Moskitos der Namberamo.

Schlußbetrachtungen

Im Jahre 1847 schrieb der englische Naturforscher Zukes: „Ich kenne kein Land der Erde, dessen Erforschung der Einbildungskraft so schmeichelhaft ist, wobei interessante Resultate so wahrscheinlich sind, sei es für den Naturforscher, den Ethnologen oder Geographen, und wo alles zusammen so berechnet ist, der aufgeklärten Wißbegierde eines abenteuerlustigen Forschungsreisenden zu genügen, als das Innere von Neuguinea.“

Wie man sieht, haben diese vor mehr denn achtzig Jahren gesprochenen Worte auch heute noch ihre Berechtigung nicht verloren. Die Erschließung Neuguineas, der größten Insel der Südsee, hat eigentlich erst kurz vor dem Kriege begonnen. Volk, Land und Klima hatten sich zu gemeinsamer Abwehr gegen den fremden Eindringling zusammengetan, und nur ganz langsam, unter verhältnismäßig großen Opfern ist die Erforschung dieses jahrhundertlang mit dem Schleier des Geheimnisvollen bedeckten Landes vor sich gegangen. Meine Expedition ist mit Unterstützung der Bäßlerstiftung der Museen unternommen worden. Die mitgebrachten Sammlungen befinden sich in den

verschiedenen naturwissenschaftlichen und völkertundlichen Museen Berlins; die Karten, die ersten, die vom Oberlauf des Namberamo und vom Südlufl veröffentlicht worden sind, hat die hiesige geographische Gesellschaft mit den Mitteln der Ritterstiftung anfertigen lassen. Besonders stolz bin ich darauf, daß meine Expedition keinem Menschen, weder einem meiner Leute noch einem Eingeborenen, das Leben gekostet hat.

Natürlich war es nach meiner Rückkehr mein höchster Wunsch, so bald wie möglich wieder hinauszufahren. Im Juli 1914 hatte ich eine neue Expedition soweit vorbereitet, daß ich Ende des Jahres aufbrechen zu können meinte. Aber dann kam der Krieg und der Zusammenbruch und die Inflation. Und nun werde ich das Land, dem meine Liebe und meine Sehnsucht geblieben ist, wohl nicht mehr wiedersehen. All die heißen Wünsche sind langsam verebbt, die stolzen Hoffnungen alle begraben. Rückwärts gewandt taucht mein Blick im Land der Erinnerung unter, „dem einzigen Paradies, aus dem man nicht vertrieben werden kann“.

Paradisea minor



~~~~~gezogen Die Vierteltöne zwischen  $e^2$  und  $es^2$  sind durch \* gekennzeichnet

## WEGE ZUM WISSEN

Bisher erschienen folgende Bände:

### Weltall und Erde

- Von Kopernikus bis Einstein. Von Prof. Dr. Hans Reichenbach, Berlin. (Bd. 85.) Mit Abb.  
 Die Entstehung der Erde. Von Dr. Rob. Potonié, Charlottenburg. (Bd. 1.) Mit Abb.  
 Erdbeben und Vulkane. Von Dr. Emil Carthaus, Berlin. (Bd. 33.) Mit Abb. und Karte.  
 Unser Planetensystem. Von Dr. Werner Bloch, Berlin. (Bd. 61.) Mit Abb.  
 Die Sonne. Von Dr. B. Borchardt, Berlin. (Bd. 51.) Mit Abb.  
 Der Mond. Von Dr. B. Borchardt, Berlin. (Bd. 71.) Mit Abb.  
 Das Meer. Von Dr. J. Wiese, Berlin. (Bd. 72.) Mit Karte.

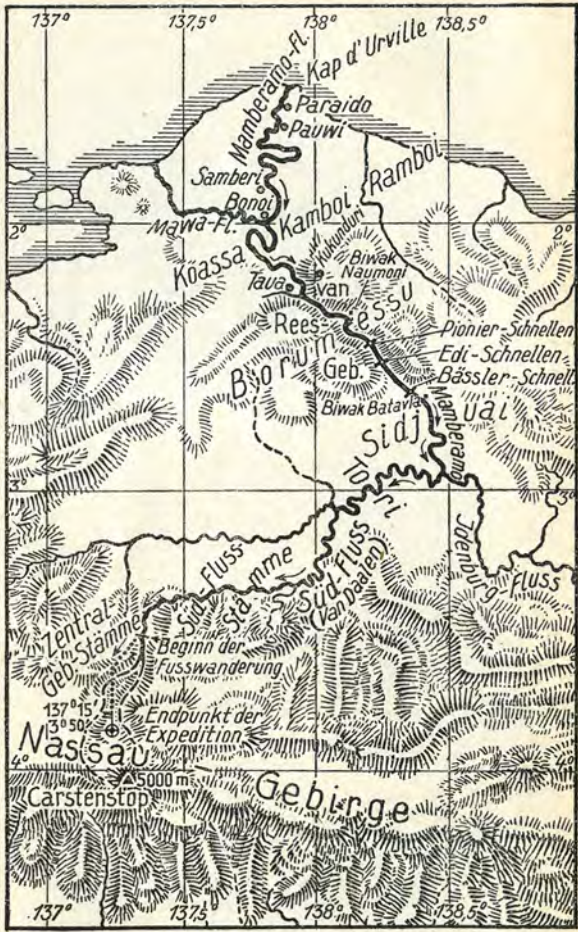
### Der Mensch

- Abstammungslehre. Von Dr. Wilhelm Berndt, Professor an der Universität Berlin. (Bd. 2.) Mit Abb.  
 Der Körper des Menschen. Von Dr. A. Heilborn, Berlin. (Bd. 81.) Mit Abb.  
 Weib und Mann. Von Dr. A. Heilborn, Berlin. (Bd. 10.) Mit Abb.  
 Rasse und Rassenentstehung beim Menschen. Von Prof. Dr. Eugen Fischer, Berlin. (Bd. 62.) Mit Abb.  
 Sonderstellung des Menschen in der Natur. Von Prof. Dr. Hans Friedenthal, Berlin. (Bd. 8.) Mit Abb.  
 Das Rätsel der Vererbung. Von Dr. Paul Kammerer. (Bd. 3.) Mit Abb.  
 Das Problem der Verjüngung. Von Dr. Berthold P. Wiesner, Berlin. (Bd. 63.) Mit Abb.  
 Körper, Temperament und Charakter. Von Dr. Erich F. Podach, Berlin. (Bd. 73.) Mit Abb.  
 Gesetze des Lebens. Von Dr. med. F. Arnheim, Berlin. (Bd. 41.)  
 Gehirn und Seele. Von Dr. P. Süner, Berlin. (Bd. 28.) Mit Abb.  
 Schlaf und Traum. Von Prof. Dr. A. Hoche, Freiburg i. Br. (Bd. 39.)  
 Hypnose und Suggestion. Von Dr. A. Kronfeld, Berlin. (Bd. 11.)  
 Mediumismus. Von Ing. Fritz Grunewald. (Bd. 32.) Mit Abb.  
 Psychoanalyse. Von Dr. Heinrich Koerber, Berlin. (Bd. 12.)  
 Krankheitserkentnis und Krankenbehandlung. Von Prof. Dr. Georg Honigmann, Gießen. (Bd. 90.)  
 Die Infektionskrankheiten. Von Dr. med. Georg Grüber, Berlin. (Bd. 52.) Mit Abb.

### Das Tier

- Tiere der Vorzeit. Von Prof. Dr. Walther Schoenichen, Berlin. (Bd. 4.) Mit Abb.  
 Die Entwicklung der Tierwelt. Von Prof. Dr. Konrad Guenther, Freiburg i. Br. (Bd. 42.) Mit Abb.

VERLAG ULLSTEIN / BERLIN



Übersichtskarte der Mamberamo-Expedition  
nach eigenen Aufnahmen